

014

Bibliothek
Techn. Hochsch. Breslau

Schlesische Monatshefte



INHALT:

HIRSCHBERG, DAS TOR ZU DEN BERGEN

STEFAN STURM

WINTERLEGENDE

HEINRICH ROHKAM

DIE BAUDEN

KREISWART HANS GRUSCHWITZ

KDF. UND DAS RIESENGEBIRGE

PROF. DR. WILHELM MENZEL

DIE „BEFREUNDETEN AUSLÄNDER“

WILHELM HESE

SEGELFLIEGER IM WINTER

FLUGKAPITÄN HANNA REITSCH

MEINE HEIMATSTADT

HERBERT VOGT

„UND WER DAS BRÜNNLEIN TRINKET“

BERICHTE

Schlesische Monatshefte

HIRSCHBERG, DAS TOR ZU DEN BERGEN

Es ist ein beglückender Augenblick, eine schöne alte deutsche Stadt zum ersten Male auftauchen zu sehen und ganz zu umfassen. Wer Hirschberg zum ersten Male liegen sieht, mit seinen Dächern und Türmen, auf denen das Türkisgrün der Kupferhauben gegen den blauen Himmel aufleuchtet, mit den bewaldeten Hügeln, dem Fluß und den Wiesen vor seinen Toren und mit dem großartigen Hintergrund der blauen Berge unseres Riesengebirges, auf denen noch zur Sommerszeit die großen Schneeflecken glänzen, — der erlebt das ewig neue Wunder der alten deutschen Stadt.

Den Bergen entgegen geht unsere Fahrt; wir haben die Höhe des Bober-Katzbach-Gebirges auf der „Kapelle“ über Verbisdorf gewonnen und blicken hinab in das gesegnete Hirschberger Tal. Da liegt die Stadt in ihrer ganzen Schönheit mit dem hochragenden Bau ihrer gotischen Stadtpfarrkirche, mit dem Kathausturm, dessen Wetterfahne in der Sonne glänzt, mit der mächtigen Kuppel der Gnadenkirche über dem Grün der Bäume. Oder wir sind von der Greiffenberger Landstraße in das Tal hinuntergefahren und verweilen einen Augenblick an dem schlichten Stein, der uns davon erzählt, daß bis zu dieser Stelle die Vertreter der Hirschberger Bürgerschaft der geliebten jungen Königin Luise von Preußen entgegengezogen sind und ihr gehuldigt haben im Anblick ihrer schönen alten Stadt. In den 138 Jahren, die seit dieser Huldigung vor den Toren vergangen sind, ist die Stadt Hirschberg weit über ihre alten Mauern hinausgewachsen in die schöne Landschaft. An den grünen Hügeln schmiegen sich die blanken neuen Einzelhäuser, und in der Talaue des Bobers breiten sich neue Bauwerke von guten Formen. Ja, Hirschberg ist die Stadt im Tale, und mit Recht trägt diese weite vielfältige Talandschaft vor dem Riesengebirge, von Grunau bis Ketschdorf und von Petersdorf bis Schmiedeberg, den umfassenden Namen „das Hirschberger Tal“. Wie ein einziger großer Gottesgarten breitet es sich aus mit seinen Wiesen und Wäldern, Dörfern und Feldern, mit seinen Flüssen und Bächen und dem segenvollen warmen Quell zu Warm-

brunn, mit seinen vielen schöngeformten Hügeln und Bergen und dem Wahrzeichen des Hirschberger Tales, dem felsgekrönten Zwillingspaar der Falkenberge.

Nun schreiten wir hinein in dieses Tor zu den Bergen, an der Stelle, wo die Fahrer der Landstraße und des Schienenweges sich treffen, wo die Straßen des Bobertales und die große Straße von Ketschdorf mit dem Weg vom Bahnhof her sich vereinigen. Da erhebt sich vor uns das größte Baudenkmal dieser Stadt, einst vor dem alten Tore gelegen, die Hirschberger Gnadenkirche, die größte und schönste der sechs Gnadenkirchen im schlesischen Raum, mit ihrer gewaltigen Kuppel, der schönen durchsichtigen Turmlaterne und den vier Seitentürmen. Mit diesem Bauwerk steigt vor uns ein Stück schlesischer Geschichte auf, das uns erzählt von jahrzehntelanger Glaubensnot, von glücklicher Wendung und wiedererlangter Glaubensfreiheit. Sieben Jahre hat Martin Franz, der Baumeister von Liegnitz, der aus Keval nach Schlesien einwanderte, an diesem Werke gebaut; aber Jahrzehnte hat es gedauert, bis zuvor die „anerkannte Gnade des Erzhauses Österreich und ihres Kaisers“ den Bau den evangelischen Bewohnern des weiten Hirschberger Tales bewilligte, und es mußte erst ein Ketter kommen, der dies zustande brachte, der schwedische König Karl XII., der in monatelangen Verhandlungen im Lager von Alttranstädt bei Leipzig dem Kaiser diese Gnade abrang. Deshalb ist auch dieses Gotteshaus als ein dauerndes Dankeshaus der schwedischen Majestät der Katharinenkirche zu Stockholm nachgebildet. Die Schlesier wissen um diesen Ursprung ihrer schönsten Gnadenkirche; aber den vielen deutschen Brüdern, die aus anderen Gauen des Vaterlandes unsere Berge besuchen, soll diese Geschichte deutscher Glaubensnot und Errettung immer wieder aufs neue erzählt sein. Wenn wir in die weiten Hallen jenes protestantischen Gotteshauses eintreten, dann sind wir überrascht und überwältigt von der jubelierenden Pracht ihres Schmuckes. Es ist, als klänge uns ein Lobgesang von Händel in den Farben und Formen dieses Kircheninneren entgegen. Schreiten wir aber die

schattigen Wege des Gnadenkirchhofes entlang, so sprechen die aufwandvollen letzten Ruhestätten der Hirschberger Kaufmannsgeschlechter, die berühmten Grufkapellen, von dem Reichtum und der hohen Kultur jener Zeit. Diese Grufkapellen haben in ihrer Gestaltung etwas so Überraschendes, daß schon der große König, der einst sein Quartier in einem Hause gegenüber dem Kirchhof bezog, erstaunt war über diese Pracht und nachdenklich, leise ironisch bemerkte, daß die Hirschberger noch im Tode bessere Wohnungen hätten als er im Leben. Wir sehen sie im Geiste zu Grabe getragen werden, diese reichen Hirschberger in feierlichem Aufzuge des Nachts beim Fackelschein, so wie es in diesen Jahrhunderten üblich war, wir erblickten die Puffahrt der schweren Karossen und lauschten dem feierlichen Gottesdienst in der erleuchteten Kirche. Längst ist die Blüte dieser Geschlechter dahin; ihre steinernen, reich verzierten Grufkapellen sind die großartigen Erinnerungsmale vergangener Größe.

Die Schildauer Straße gehen wir entlang, und nun umfängt uns die alte Stadt mit ihren Mauern und Türmen. Vorbei an einer kleinen Barockkapelle mitten auf der platzartig erweiterten Straße geht der Weg zum Schildauer Torturm, an dem ein wehrhaftes gotisches Tortürlein angefügt ist; zur Linken beginnen im Zuge der ehemaligen Wallanlagen die Hirschberger Promenaden. Dieser Eingang zur einst stark bewehrten Stadt im Tale läßt uns wiederum geschichtliche Erinnerungen lebendig werden. Torturm, Tortürlein und das friedliche Grün der Anlagen an der Stelle, da einst Wälle aufragten und ein tiefer nasser Graben die Stadt einst umgab, sie erzählen uns von Belagerungen und bitterer Not. Vor uns steigt eines der dreißig furchtbaren Kriegsjahre auf, das Hirschberg an den Rand des Abgrunds brachte. Viermal wurde die Stadt im Jahre 1640 belagert. Der Schwede lag in Hirschberg; der Kaiser versicherte der evangelischen Stadt seine Gnade und Verzeihung, wenn sie die schwedische Besatzung abschaffen und kaiserliche einlassen würde. Aber die Hirschberger hielten aus. Männer und Frauen, alt und jung, legten Hand an die Ausbesserung der zerstörten Befestigung, und bitterer Hungersnot wurde geduldig ertragen, um nur nicht den gefürchteten Truppen des eigenen Landesherrn preisgegeben zu werden. Endlich nahte unter dem schwedischen Heerführer Stahlhansch Entsatz. Als er aber sah, daß Hirschberg mit seinen zerstörten Verschanzungen einer neuen Belagerung nicht mehr standhalten würde, begab sich am 12. November 1640 die gesamte Bürgerschaft unter schwedischen Schutz, verließ ihre Heimat und zog mit dem schwedischen Heere auf Löwenberg und Greiffenberg zu. Die Kaiserlichen fanden eine leere Stadt — die Hirschberger waren vor Plünderung und Quälerei gerettet.

Wir schreiten weiter, und bald tut sich vor uns der Hirschberger Ring auf mit seinen steinernen Laubengängen, seinen schönen hochgiebligen alten Bürgerhäusern, mit dem Rathaus in der Mitte und dem plätschernden Brunnen, den das steinerne Bild des Wassergottes ziert. Hier entfaltet sich das Herz dieser schönen Stadt unter den Bergen. Hier schwingt etwas von jenem unaussprechlichen bewegten Zauber, wie man ihn immer wieder in den Städten zu Füßen der Berge wahrnimmt, mögen sie nun Innsbruck, Bozen, Salzburg oder Graz heißen. Sie haben alle etwas gemeinsames, diese Tore zu den Bergen. Geht nur einmal des Morgens an einem Markttag im Schatten der Hirschberger Laubengänge entlang, wenn die Sonne über dem bunten Bild von Früchten und Blumen und den Bergen von Gemüse leuchtet, oder auf den schönen Bunzlauer Töpfen und Krügen glänzt, die dort feilgehalten werden, und ihr werdet ihn spüren, diesen Zauber eines bewegten Volkes, das dort zusammenströmt aus den Dörfern des Tales und der Berge. So war es zu allen Zeiten, stärker vielleicht noch, als die Weber zu Tausenden die Erzeugnisse ihres Fleißes in die Stadt brachten zu den gewaltigen Kaufherren, den Schleierleinenhändlern, deren prächtige Häuser mit den mächtigen wohlverwahrten Gewölben das Kommen und Gehen von Lieferanten und Kunden sahen wie vor einem Bienenkorbe. Da stehen die beiden Giebelhäuser mit den Wappen des glückhaften Schiffes, die der Kaufmannsfamilie von Buchs gehörten, da ragt das Haus „zum goldenen Schwert“ empor im reichen Schmuck seiner Stuckverzierungen. Treten wir aber in die engen Treppenhäuser ein, so nehmen wir wahr, welche Wohlhabenheit einst diese Bauwerke umschloß. Da steht ein mächtiger Mohr aus Sandstein am Treppenspfeiler, der einst als Lichtträger im alten gewölbten Hausflur diente. Kräftige schön geschnittene Treppengeländer oder gar buntgemalte Decken zeugen von altem Reichtum. Diese große Kaufmannsgeneration ist längst nicht mehr. Neue Geschlechter kamen und erfüllen noch heute die alten Gebäude wohl mit geschäftigem Fleiß, der aber landschaftsgebunden bleibt und nicht mehr jene Reichweite hat wie in den Zeiten, bevor Schlesien preussisch wurde.

Vor uns ragt das Rathaus auf, der stattliche und vornehm schlichte Bau mit dem hohen Turm und dem großen preussischen Adler als Wetterfahne. Ein anderer Wind begann zu wehen, seit dieser Adler seine Schwingen über den Dächern von Hirschberg breitete, ein herber Wind von Norden. Die alten großen Handelswege nach dem Süden sind versperrt. Der große König sucht mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften die Wirtschaftsnot, die damals entstand, zu lindern. Neue Erwerbsquellen werden erschlossen. An Stelle des immer mehr zurückgehenden Schleierleinenhandels tritt die Fabrikation der Kattun-

druckerei. Der König läßt ein großes Getreidemagazin errichten, um der Not der Bevölkerung begegnen zu können. Überall verspüren die Hirschberger seine sorgende Hand, die oft streng ist und hart; aber sie wissen: um uns sorgt sich ein König wie ein Vater, der nicht müde wird, für uns zu denken und tätig zu sein. Schlesien und mit ihm die Stadt unter den Bergen hat wieder einen Landesvater, der sie besucht und dem die Schlesier ins Auge sehen können. Diese geschichtlichen Erinnerungen aus Hirschbergs Vergangenheit sind uns nahegebracht worden durch Fedor Sommers historischen Roman „Zwischen Mauern und Türmen“. Sie werden zur lebendigen Gegenwart, wenn alljährlich zur Hirschberger Heimatwoche das Spiel vor dem Rathaus anhebt, daß uns die Gestalten jener Zeit vor Augen führt. Wir erleben den Einzug des großen Königs, wir sehen Kaufherren und Weber, Bauern und Kräutersammler aus den Bergen, die bewegte Vergangenheit steht auf und wird zum gegenwartnahen Erlebnis in diesem köstlichen Festsaal der alten Stadt. Ja, er ist ein Festsaal, dieser umhegte, geborgene Raum des Hirschberger Ringes, dieses festliche gestaltete Stadtbild, über dem die Sonne strahlt und der Himmel blaut, wenn das Spiel beginnt, oder auch eine Wetterwand aufzieht, die Bäume am Rathaus zu rauschen beginnen und die Wassergarben des Neptunbrunnens zu wehen anfangen: dann verspüren wir die Nähe des Gebirges, dann nehmen wir mit allen Sinnen wahr, daß Hirschberg das Tor zu den Bergen ist.

Die Sehnsucht nach der Landschaft ist erwacht und wir streben hinaus aus dem Gehege von Markt und Gassen. Wir haben kaum die letzten Häuser erreicht, da stehen wir schon vor der Pracht des Laubwaldes der nahen Berge, des Güntherberges oder des Kavalierverses. An seinem Abhänge aber machen wir noch einmal halt und treten in das große Heimatmuseum dieser ganzen Landschaft ein, das Museum des Riesengebirges. Es ist das erste und größte Freilichtmuseum Schlesiens. Neben dem schön gestalteten Hauptgebäude stehen die Nachbildungen des alten Stammhauses des Kaufmanns Daniel von Buchs und gegenüber das getreue Abbild eines schlesischen Gebirgshauses. Den wohlgepflegten Garten ziert nicht allein die heimische Pflanzenwelt, auch schöne schmiedeeiserne Grabkreuze und figürliche Bienenstöcke schmücken ihn. Ein viertes Haus birgt die reichen biologischen Sammlungen des Riesengebirges, während in den übrigen Gebäuden die ganze Vielfalt vergangener und gegenwärtiger Kultur in Handwerk und Kunst ausgebreitet ist, die dieses Hirschberger Tal und die Bergwelt des Riesengebirges erfüllt. Oben aber, auf dem Gipfel des Kavalierverses, stehen wir vor dem Relief des gesamten Riesengebirges, das uns seinen geologischen Aufbau vor Augen führt, und dort

drüben liegt es vor uns in der unvergänglichen Schönheit seiner großen ruhigen Linien.

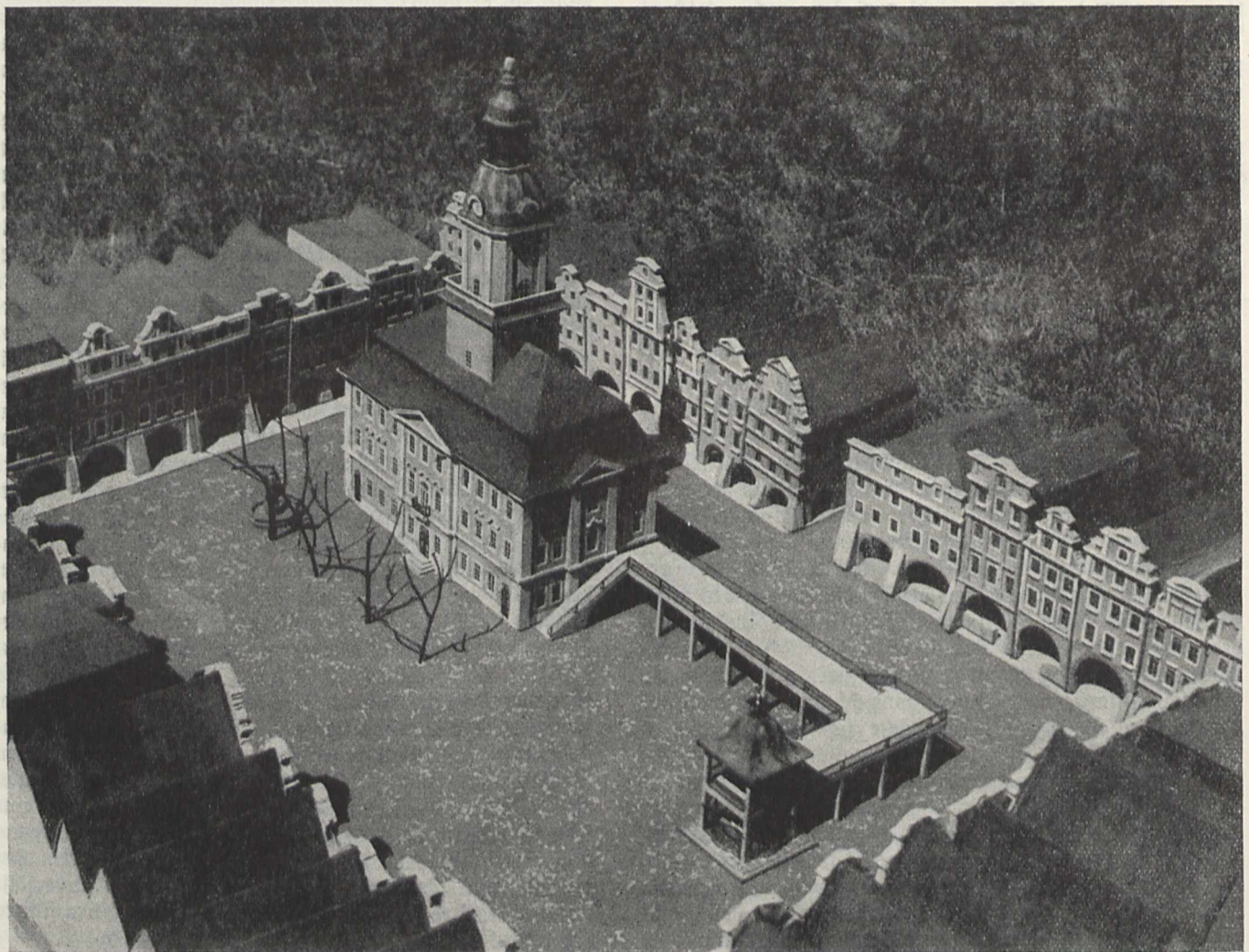
Diese Sehnsucht nach den Bergen in der Stadt, die ihr Tor ist, und die hier sichtbaren Ausdruck gefunden hat, sie war seit Jahrhunderten in ihren Mauern lebendig, und sie ist es noch heute. Sie trieb gleicherweise Gelehrte und Dichter dieser Stadt zum Schaffen an. Ob Pankratius Geyer schon 1506 ein Loblied auf die schlesischen Berge mit dem leuchtenden Gipfel verfaßt oder der Rektor der Hirschberger Lateinschule Christof Schilling um 1563 mit seinen Schülern zur Zeit der Sommer Sonnenwende eine Besteigung der Koppe wagte, die „ihr Haupt unter den Wolken verbirgt“, oder der Hirschberger Stadtphysikus Kaspar Schwendfeld 1591 das gesamte Gebirge in flora, fauna und Gesteinskunde so gründlich durchforscht, daß seine wissenschaftliche Leistung bis ins 18. Jahrhundert unerreicht bleibt, so war es immer wieder die Sehnsucht dieser Menschen, die zu Hirschberg, dem Tor zu den Bergen, wohnten. Und wenn im 18. Jahrhundert ein Daniel von Buchs seinen großen Lustgarten, dessen schönes Gartenhaus noch heute erhalten ist, vor dem Warmbrunner Tor im Angesicht der Berge anlegt, das gleiche Jahrhundert auf den Höhen des Helikon einen Aussichtstempel baut, oder ein Hirschberger Dichterkreis sich findet aus den verschiedensten Ständen, der die Schönheit unserer Berge besingt, wie der Konrektor Daniel Stoppe, der Kommerzienrat Glasfey und der Stadtarzt und Ratsherr Kaspar Gottlieb Lindner, so ist es wiederum der wunderbare Geist der Berglandschaft, der die Menschen der Stadt im Tale mit Sehnsucht erfüllt. Dieses Sehnsüchtige lebt noch heute in Hirschberg und beschwingt seine Kinder, ob sie nun in ihren Mauern wohnen, anderswo Brot und Amt haben oder zurückkehren in die alte Heimat. Alle sind in ihrem Schaffen und Wirken, in ihrem Dichten und Gestalten echte Kinder ihrer Vaterstadt, beschwingt vom Zauber der Berge. Eine Schriftstellerin der Gegenwart, die in Schlesiens ihre zweite Heimat fand, hat Hirschberg die „Stadt des Sonntags“ genannt. Sie hat recht. Es ist die Stadt, da man den Alltag vergißt, denn sie führt den Wanderer hin zum Erlebnis der schlesischen Berge. In ihren Mauern nimmt er Abschied von ihnen und winkt ihnen letzte Grüße zu. Deshalb ist diese Stadt so erfüllt von Stimmungen, so stimmungsvoll im wahren Sinn des Wortes. Wer an einem Sommerabend über die Dächer der Stadt schaut oder hinabsteigt von den Waldwegen des Kavalierverses zu ihren Straßen und Plätzen, der fühlt, daß hier nicht etwa eine Stadt in behäbiger Stille träumt, nein, er spürt eine leise verhaltene Leidenschaft, eine unausgesetzte Bewegung und Sehnsucht, die Bewohner und Gäste gleichermaßen ergreift, eine Sehnsucht nach neuem Erleben, die erfüllt wird, wenn der Morgen erwacht und das Tor des Tages sich auftut in Hirschberg, dem Tor zu den Bergen.

In der Mitte des Marktes steht ein großer, weißer Turm mit einer Kuppel, umgeben von kleineren Gebäuden. Die Gebäude sind in einer geschlossenen Form angeordnet, die den Markt umschließt. Die Architektur ist klassisch und zeigt Merkmale der Renaissance.

Der Markt ist ein großer, offener Platz, der von Gebäuden umgeben ist. Die Gebäude sind in einer geschlossenen Form angeordnet, die den Markt umschließt. Die Architektur ist klassisch und zeigt Merkmale der Renaissance.

MODELL DES HIRSCHBERGER MARKTES

AUFN. RUDI HOFFMANN



WINTERLEGENDE

V O N S T E F A N S T U R M

Es war im Dezember, als es auf die längsten Nächte zugeht, da überfiel den alten Pohl plötzlich eine seltsame Unruhe.

Schon eine ganze Zeit hatten die Tage nicht aus einer müden, verschlafenen Dämmerung herausgekonnt; der Himmel war grau, man sah aber keine Wolken ziehen, manchmal fielen ein paar Tropfen aus dem Nebel. Gegen Abend konnte etwas Wind aufkommen, in den Wäldern fing dann ein schwaches Säusen an, das schnell wieder verstummte, weil die Erde in tiefem Schläfe lag.

An diesem Tag aber hatte es morgens Frost gegeben, und nun roch es nach Schnee; die Holzfäller brauchen ihn, wie sie Axt, Schlitten und Zugpferd brauchen. Sie warteten schon lange auf Schnee und auf Frost. Nun war beides im Anzug. Auf den Bergen stand überall das Holz zur Abfuhr bereit; die Winterarbeit konnte beginnen.

Der alte Pohl witterte den Schnee, und da wurde er unruhig. Er hatte ein paar Tage lang am Ofen gesessen; jetzt machte er sich im Stall zu schaffen. Er gab dem Pferd mehr Futter als sonst, er rüttelte am Hörnerschlitten und packte die Eisenklammern auf einen Haufen.

Als er alles zurechtgelegt hatte, ging er wieder in die Stube. Er stäkerte im Ofen herum und legte noch ein paar Scheite auf. Dann stopfte er sich eine Pfeife und wollte sich wieder auf die Ofenbank zurückziehen, aber die Unruhe stöberte ihn dort auf, so daß er wieder aufstehen mußte und ans Fenster schlurfte.

Es schneite noch nicht. Die Berge waren ganz still; mit ihren graublauen Wäldern und den fahlen gelben Hängen standen sie da und waren ruhig wie eine großmütige Herde, die sich zum Schlaf gelagert hat. Oben verschwanden sie im Himmel, tief im dichten grauen Wolkicht steckten ihre Gipfel, und keiner konnte sie da stören.

Der alte Pohl grübelte, was eigentlich mit ihm wäre. Wenn es jetzt schneite, so begann morgen vielleicht schon die Holz-

abfuhr. Das war wie jedes Jahr. Es würde auch diesmal so sein. An den Tod aber dachte er nicht. Er dachte nicht daran, daß er über siebzig Jahre alt war, und daß die Arbeit einmal zu Ende sein könne. Darum kam er nicht darauf, was die Unruhe von ihm wolle. Sie schüttelte ihn von Zeit zu Zeit und brachte seine Gedanken immer mehr durcheinander.

Endlich fiel es dem alten Pohl ein, daß er irgend etwas tun könne, bevor die lange Winterarbeit wieder begann. Er beschloß, seine Tochter zu besuchen, die zwei Stunden weiter im Gebirge wohnte und an einen Holzfäller verheiratet war. Er könnte zum Beispiel ihr und den Kindern einen Rucksack voll bringen; sie hatten drüben auch nicht viel zu beißen.

Als er das beschlossen hatte, war er zufrieden, und die Unruhe ging wieder aus ihm hinaus.

Er holte seinen Rucksack aus dem Spind; er war uralte und voller Harz und sah wie Leder aus. Dann suchte er den Geldbeutel hervor, der das Gesparte, das er im Lauf des Sommers zurückgelegt hatte, enthielt. Er steckte ihn ein, ohne etwas zurückzulassen. Jetzt brauchte er es nicht mehr, da ja die Winterarbeit nun wieder begann.

Den Rucksack überm Arm, verließ er das Häusel und schlurfte zum Dorfladen hinunter.

Es war schon später Nachmittag.

In der Handlung kaufte er ein — er wählte bedächtig aus: Eine Hartwurst — noch eine Hartwurst, ja — ein Stück Speck und ein Stück Schinken — einen Ziegenkäse — einen Kiesel Seife — eine Handvoll Nüsse — na, auch eine Handvoll Lebkuchen für die Kinder — ein wollenes Kopftuch für die Tochter — ein paar Lagen Strickwolle dazu — und für den Mann der Tochter ein paar Päckchen Tabak; die konnte er brauchen, wenn jetzt der Frost und die Winterabfuhr begannen.

„Noch etwas?“

„Ja . . . wart amall!“

„Na, du willst wohl auf die Wanderschaft gehn, Pohl?“

„Jaja, a so wird's sein.“

Er nickte und ließ seine Augen wandern. Er fand noch einiges, was man mitnehmen konnte. Es waren noch ein paar Beutel Gries, Mehl und Zucker, es kamen noch mehrere Paar wollene Strümpfe dazu und ein ordentliches Stück Barchent, aus dem die Tochter für die Kinder etwas nähen konnte. Als er alles ausgesucht hatte, fiel wieder die Erregung über den Alten her. Er wurde hastiger und sah häufig zum Fenster hinaus, ob es schon zu schneien anfinge. Es kam ihn die Furcht an, daß er den Weg womöglich nicht mehr machen könnte, wenn es schnell einschneite. Sein Herz aber sagte ihm, daß er der Tochter und den Kindern unbedingt noch einen Rucksack voll hinüberbringen mußte, bevor die große Winterarbeit begann. Warum das so sein müsse, das verschwieg sein Herz, und er fragte es auch nicht.

Er ließ nun die Einkäufe zusammenrechnen und zählte umständlich das Geld in seinem Beutel nach. Es langte nicht nur, sondern es blieb sogar noch etwas übrig. Dafür bekam man noch eine gute Flasche Korn. Er ließ sie sich reichen und wog sie befriedigt in der Hand: Ein heißer Korn war gut, wenn man, von der Kälte zerbitzen und vom Wind steifgeweht, abends von der Arbeit kam. Er dachte nicht an sich dabei, sondern an den Mann der Tochter. Er studierte eingehend das Etikett und stellte die Flasche dann gesondert hin, da er sie zu oberst in den Rucksack legen wollte. Dann packte er flugs die Sachen ein, hing den Rucksack um und wanderte das Dorf hinauf, bis er an den Wald kam. Dann war er schon auf dem Weg.

Er hatte die grüne flauschmütze auf dem Kopf und den dicken, grauen Schal um den Hals geschlungen, den ihm sein Weib einmal gestrickt hatte. Die lag nun schon lange unter der Erde, aber der Schal war so warm, als habe sie ihn eben noch in den Händen gehabt.

Ja, ja, die Klara! nickte er; es blieb bei diesem stillen Erinnern.

Später war es ihm einmal, als ginge die Klara neben ihm, und er meinte zu ihr, ohne den Kopf zu wenden:

„Ich bring' der Tochter was, a wing Wurscht und a wing Speck und was Warmes.“

Dann stapfte er wieder vor sich hin, ohne an etwas Besonderes zu denken.

Er war den Weg schon so oft gegangen; er kannte ihn so gut wie den Wald und die Berge um ihn und wie den

Himmel darüber. Das erstemal war er ihn gegangen, um der Klara ein buntes Tuch zu bringen. Ja, freilich, es war auch im Winter gewesen. Er grübelte nicht nach, wie lange es her sei. Sie lag jetzt unter der Erde, er selber war nun krumm und grau und torkelte und hatte den Rucksack voll für die Tochter und die Enkelkinder.

Dazwischen war er ihn viele Male gegangen, Jahr um Jahr, wenn dort Holz gemacht wurde.

Es fing nun an zu schneien. Leise fielen die ersten Flocken zwischen den Fichten nieder. Es dämmerte sehr schnell, aber das unirdische Licht des neuen Schnees erleuchtete noch eine Weile die Dämmerung.

Der alte Pohl stapfte und nickte vor sich hin; ja, vielleicht konnte man morgen schon anfangen. Gut, daß er heute noch zur Tochter ging; die Kinder brauchten die warmen Sachen, wenn jetzt der Schnee kam.

Es schneite nun immer dichter, und der alte Pohl mußte sich alle paar Augenblicke den Schnee von den Schultern schütteln. Er watete schon bis zu den Knöcheln tief darin. Er nickte befriedigt: wenn es so weiterschneite und wenn noch etwas Frost dazukam, der den Schnee zusammen-drückte, dann war es soweit.

Ein schwacher Wind hatte sich aufgemacht und trieb den fallenden Schnee wie einen Schleier an den Fichten hin. Der alte Pohl mußte langsamer gehen, es häufte sich gar zu schnell. Die Dunkelheit fiel tiefer über den Bergwald, man sah kaum noch etwas. In den Bäumen stand ab und zu ein leises Pfeifen auf, wenn der Wind an einer Schneise durchbrach.

Der alte Pohl stapfte unverdrossen; er kannte den Weg, er kannte den Wind und die Nacht und den Schnee, er kannte alles ganz genau: es würde jetzt weiterschneien, und es würde genügend Frost kommen, und der Wind würde nicht so stark werden, daß er die Abfuhrwege zuwehte. Es gab einen guten Winter.

Als er an das Dorf kam, sah er, daß alle schon schlafen gegangen waren. Es war kein Licht mehr im Dorf, auch im Kretscham nicht; sie waren wohl schlafen gegangen, als sie sahen, daß der Schnee kam.

Er tastete sich zu dem Häusel der Tochter hinüber; es fröstelte ihn, der Wind kam nun stetig von Osten, der Schnee fiel in feinen körnigen Flöckchen, ein Zeichen, daß es Kälte geben würde.

Der alte Pohl dachte an die Flasche Korn in seinem Rucksack, er hätte jetzt gern ein Glas voll heißen Korn gehabt, aber da sie alle schon schliefen, ging es nicht, und er mochte auch keinen mehr wecken, da sie den Schlaf für die Arbeit brauchten.

Er stand eine Weile bei dem stillen Haus, dann dachte er bei sich, daß es am besten wäre, den Rucksack auf der Türschwelle auszulegen, wo ihn die Tochter morgen früh noch rechtzeitig genug finden würde, und wieder zurückzugehen. Hier brauchte ihn keiner.

Er häufte also den Speck und den Schinken, die Würste, den Beutel mit Mehl, Gries und Zucker, die Nüsse und die andern Kinder Sachen in dem Türwinkel auf, wickelte den Korn in das wollene Tuch und legte ihn dazu und stapfte dann, ohne sich länger zu verweilen, den Weg zurück.

Er bekam jetzt den Wind und den Schnee ins Gesicht; er spürte, daß der Schnee hart war und der Wind schneidender wurde, und dachte an die Winterarbeit.

Nun versank er schon bisweilen mit den Stiefeln im Schnee, stolperte über eine Wächte oder taumelte im kalten Wind. Noch merkte er nicht, wie müde ihn jeder Schritt machte, daß seine Schritte unregelmäßiger wurden, daß er oft im Schnee umsank und sich schläfrig wieder erhob. Der Wind warf ihm unaufhörlich Schnee ins Gesicht, so daß er zuletzt mit geschlossenen Augen dahintorkelte.

„Verpucht“, brummelte er manchmal durch seinen Bart und schüttelte den Kopf.

Er wäre jetzt gern zu Hause gewesen, aber es war erst der halbe Weg. Doch wenn er erst einmal durch die Trömerschneise und über den Felsenhübel war, kam er wenigstens in uralten Bannwald, wo es ruhiger sein würde.

„Nu ja ja, also wird's sein“, murmelte er müde vor sich hin und rappelte sich immer noch einmal auf.

Zuletzt aber schlug die Müdigkeit so auf ihn herunter, daß er stillstehen mußte und nach einer Weile zum nächsten Fichtenstamm hinüberkroch. Dort setzte er sich hin, um unter dem Schutz der niedrig hängenden Zweige zu verschlafen. Es saß sich gut hier, der Wind kam nicht herein, eine milde Stille stand unter dem Gefieder des Baumes.

Der alte Pohl reckte sich noch einmal und streifte den Schnee aus Bart und Brauen. Verwundert stellte er dann fest, daß eine merkwürdige Erschöpfung immer tiefer durch ihn zu ziehen begann. Die Hand fiel ihm einfach herunter! Er ärgerte sich darüber. Er hatte in den letzten Tagen alles für die Winterarbeit vorbereitet, und jetzt wurde er so müde, daß ihm die Hand herunterfiel!

Er saß ganz still und staunte und wunderte sich, er ließ das Kinn auf klaras wollenen Schal niedersinken und grübelte nach, wie das alles zu erklären sei.

Aber er dachte noch immer nicht an den Tod.

Und wie er so grübelte, da sah er plötzlich, daß er sich ja daheim in seinem Häusel befand . . .

Es war Abend, und die Lampe flackte auf dem Tisch, das Feuer krachelte im Ofen, und er war eben mit dem Hörerschlitten heimgekommen; es war viel Wind draußen gewesen und hatte fortwährend geschneit, aber nun saß er an seinem warmen Ofen. Auf dem Knie hielt er ein Glas mit heißem Korn. Er war müde von der Arbeit und würde gleich schlafen gehen. Morgen früh würde es weitergehen. Der Schlitten stand bereit, die Stricke und die Ketten und die Eisenklammern — morgen würde die Arbeit weitergehen, bis der Winter zu Ende war . . .

Und dem alten Pohl, wie er da unter seiner Fichte saß, mitten im zuschneidenden Gebirge, auf dem Heimweg von einer guten Tat, zu der ihn das alte Herz noch einmal unruhig getrieben hatte — dem alten Pohl erschien in einer wunderlichen Verwandlung dieser gute Gang als weiter nichts denn ein Arbeitstag wie alle andern seines langen Lebens. Denn die wahre Güte des Herzens hat keine Augen, die das eigene Werk stolz und wohlgefällig besehen.

Und darum führte der Weg, den er da unwissend gewandert war, den alten Pohl unversehens hinauf an die Schwelle der Ewigkeit, und wie er nun dort saß, kamen sachte der Schnee und der Wind und die Nacht, und sie deckten ihn zu, damit er warm und geborgen liegen und friedlich in den großen Schlaf der Erde hineinsinken könne.

Und wenn, morgen oder übermorgen, die Sonne herauskommt und das weiße Tuch leise von ihm zieht, und sie kommen vorbei mit ihren Hörerschlitten und finden ihn, dann werden sie ihn zu dem Holz auf den Schlitten legen und ihn zu Tale fahren, nicht wie einen Toten, sondern wie einen, der nur von seiner Arbeit tiefer ausruhen muß.



DIE BAUDEN¹⁾

V O N H E I N R I C H R O H K A M

Die Bezeichnung „Baude“ ist eine Eigentümlichkeit des Sudetenlandes. Heute versteht man unter dem Namen ein Gasthaus, das nicht einmal auf oder an den Bergen zu liegen braucht. Wenn irgendwo nördlich oder südlich des Gebirgskammes ein rühriger Gastwirt einen Namen für sein Gasthaus braucht, dann nennt er es „Baude“. Aber diese Bezeichnung für ein Gasthaus ist erst jungen Ursprungs. All die vielen Bauden an den Ausläufern der Berge sind meist das Gegenteil jener Bauden, wie sie ein früherer Sprachgebrauch kannte. Unter Bauden verstand man ehemals nichts anderes als ein einfaches, meist behelfsmäßig und oft nur zur vorübergehenden Benutzung hergestelltes Bauwerk. Die um das Breslauer Rathaus noch heute stehenden Stände sind echte „Bauden“, nämlich „Budcn“, also Bauwerke einfachster Art. Und das Wort „Bude“ ist die ursprüngliche Bezeichnung für jene einfachen Bauwerke. Auch heute noch ist in weiten Teilen des deutschen Sprachgebietes die „Bude“ die klare Benennung für einfache Bauten, zum Beispiel Baubuden, Bahnwärterbuden und ähnliche.

Die tschechische Bezeichnung für Baude ist Bouda; gegen den Versuch, deshalb die deutsche Bezeichnung Baude aus dem tschechischen Sprachstamm herleiten zu wollen, hat sich schon Hofer gewandt. Zur Zeit der Errichtung der ersten Bauden im Riesengebirge war jene Gegend, aus der die ersten Baudenleute kamen, rein deutsch. Es lag für sie kein Grund vor, ihre selbst errichteten Häuser mit einem tschechischen Wort zu bezeichnen. „Baude“ ist eine rein deutsche Bezeichnung und entstammt dem deutschen Sprachstamm.

Die Baudenleute und ihre Sippe

Die Baudenleute des westlichen Riesengebirges, soweit es sich nicht um die Bewohner der ausschließlich für den Fremdenverkehr errichteten Schnee grubenbaude handelt, stammen aus dem böhmischen Teil des Riesengebirges. Ihre

Vorfahren dürften nur zum geringen Teile aus dem Blute jener Einwanderer hervorgegangen sein, die unter der Herrschaft der Přemyslyden Nordböhmens wieder besiedelten. Die Přemyslyden holten sich ihre Kolonisten hauptsächlich vom Obermain und aus dem heutigen Egerland, während die Pfaffen, die das Land nördlich des Riesengebirges mit Siedlern besetzten, Thüringer und Hessen anwarben. Während aber diese Siedler beiderseits der Berge kaum in das Gebirgsinnere gekommen sein dürften, wurden an den Hängen und in den Tälern Bergleute aus Oberachsen, aus dem Harz und aus anderen Bergbaugebieten angesetzt. Die Mundart, die bis vor nicht allzulanger Zeit in Köchlich die Nachkommen jener allgemein als „meißnische“ Bergleute bezeichneten Einwanderer sprachen, erinnerte an diese Siedler.

Sicher ist in unseren Baudenleuten auch Blut aus diesen Stämmen; überragenden Anteil aber hat in ihnen jenes Erbgut, das erst im 16. Jahrhundert in das Riesengebirge verpflanzt wurde. Am 5. Februar 1533 erwirbt der oberste Berghauptmann des Königreiches Böhmen, Christoph von Gendorf, einen großen Teil des südlichen Riesengebirges. Wurde auch schon vordem in diesem Gebietsteil nach Metallen gegraben, so faßte Gendorf den Bergbaubetrieb industriell an. Städte und Dörfer gründete er in seinem neuen Besitz; die Bergstadt Hohenelbe war die bedeutendste dieser Gründungen. Bergbau und Verhüttung erfordern viel Holz. So war die Heranschaffung von Siedlern, die im Holzschlag geübt waren, erste Voraussetzung. Gendorf berief diese Leute, die „Holzknechte“, aus einem anderen Bergbaugebiet. Nach dem Mittelpunkt dieses Gebietes, der Silberstadt Schwaz im mittleren Inntal, nannten sich diese Holzknächte Schwazer oder mundartlich „Schwozer“. Gewiß kamen sie nicht alle aus Schwaz oder der unmittelbaren

¹⁾ Aus „Bauden und Baudenleute“, Heft 1 der „Schreiberhauer Heimatblätter“, Breslau 1937, Verlag Priebe'sches Buchhandlung.

Nachbarschaft dieser Stadt. Aber wohl fast alle der unter diesem Sammelnamen eingewanderten Wald- und Bergleute waren dinarischen Stammes. An ihre Heimat erinnert noch heute der Name der „Schwozer Koppe“, jenes Berges, der sich von der Elbklemme über die Krausebauden hinaufzieht. Auf der ältesten Bildkarte des Riesengebirges, die etwa um 1470 entstanden sein dürfte, sehen wir die Schwozer bei der Arbeit: wie sie Holz heranschleppen, wie sie Holz „riesen“, das heißt in langen Holzrutschen von den Hängen in die wasserreichen Gründe herunterbringen. Auf der Bildkarte finden wir weiter hart an der Trautenaauer Grenze auch ein „Schwozer Haus“. Diese Schwozer wurden später im Adlergebirge zu gleicher Tätigkeit ange setzt; aber manche blieben doch in den Bergen Rübezahls zurück, und von diesen Schwazern dürften unsere Baudenleute ihre Abstammung herleiten. Eine der bedeutendsten Siedlungen der Schwozer sind die Krausebauden, heute ein sehr bevölkertes Dorf hoch über der Elbe. Der Legende nach siedelten sich die ersten Siedler in den heutigen Hinterkrausebauden an. Drei Brüder Krauß, so heißt es in der Überlieferung, wanderten um das Jahr 1550 aus ihrer Heimat an der Donau aus, nachdem schon viele andere Familien dieses Stammes im Riesengebirge Unterkunft gefunden hatten. Die Herrschaft Stackenbach wollte in Hackeldorf Bergwerke errichten; deshalb wurden die Brüder gern aufgenommen. Sie siedelten sich in der Nähe ihres Arbeitsplatzes an. Einer der Brüder baute die Krausemühle an der Elbe, die beiden anderen die zweite Krausemühle, die das erste Gebäude der nachherigen Krausebauden wurde. Diese Familienlegende hat einen gefunden geschichtlichen Kern. Die Krauß' waren Angehörige jener „Schwozer“, denn daß die „Schwozer Koppe“ sich gerade über den Krausebauden erhebt, dürfte Beweis dafür sein, daß die ersten Siedler der Krausebauden sich selbst Schwozer nannten oder von den Nachbarn so genannt wurden. Uns interessieren in unserer Baudengeschichte besonders die Krauß', die Hallmanns, die Adolphs und die Erlebachs. Bis auf die Hallmanns hat jede Familie ihre eigene Siedlungsgeschichte.

Die Hallmanns sind wahrscheinlich einmal Bergleute gewesen; aus dem Haldenmann war ein Hallmann, ist der heutige Hallmann geworden. In der Geschichte der Alten Schlesiſchen Baude tritt uns sogar einmal ein „Bergknappe“ Ignatz Hallmann entgegen. Die Deutung Hallmann gleich Haldenmann gleich Bergmann wäre die eine Lösung. Eine andere erscheint indes noch klarer: zwischen Schwaz und Innsbruck liegt der uralte Bergwerksort Hall. Sollten die Leute aus diesem Ort und seiner nächsten Nachbarschaft sich nicht „Hallmann“ im Gegensatz zu „Schwozer“ genannt haben? Die Adolphs, die sich übrigens heute südlich des Gebirges mit f, gleich Adolf, schreiben, führen ihre Ab-

stammung auf einen schwedischen Offizier zurück, der im Dreißigjährigen Kriege im Gebirge geblieben sein soll. Diese Abstammungsgeschichte ist ein schönes Märchen, denn zu der Zeit, als die Schweden das südliche Riesengebirge verwüsteten, saßen schon, wie wir aus der Liste der Entwichenen wissen, Adolphs in Niederhoff, wo ein Paul Adolph eine Gärtnerstelle hatte, und dreißig Jahre nach dem Schwedenkrieg finden wir einen Georg Adolph schon als Baudenmann. Zweifellos saßen die Adolphs schon sehr viel früher im Riesengebirge, denn nach dem Stadtbuch der Bergstadt Hohenelbe von 1609 kauft ein Hans von einem Georg Adolph eine Gärtnerstelle unterm Oberhof; zwanzig Jahre später, am 21. Februar 1629, verkauft Georg diese Stelle seinem Bruder David unter der Bedingung, daß er, weil er alt und schwach ist, bis an sein Lebensende freie Wohnung und freien Unterhalt erhält. Dieser David Adolf dürfte in Hohenelbe ein angesehenere Mann gewesen sein, denn wir finden ihn 1637 als Stadältesten. Von dieser Adolf-Linie sind uns noch weitere Käufe und Verkäufe bekannt. Auch die Adolphs werden von jenen Holzknechten und Bergleuten stammen, die dinarisches Blut ins Riesengebirge brachten, ebenso wie die Erlebachs, die wir allerdings in dem ältesten Bauden-Urbar noch nicht als Baudenleute verzeichnet finden. Die Erlebachs sollen das vierte Haus der Krausebauden errichtet haben. Der Familienüberlieferung nach sind sie Schweizer; wenige Jahre nach den Krauß siedelten sie sich oberhalb der Elbe an. Ihren heutigen Namen haben sie erst im Riesengebirge erhalten; sie wurden von den ersten Siedlern der Krausebauden an einem Bach unter einem Erlengebüsch lagernd angetroffen und wurden danach Erlebacher genannt. Nach ihrer Heimat, der Schweiz, erhielt der Berg, an dem sie siedelten, die Bezeichnung Schweizer- oder Schwozerkoppe. So die Legende. — Die Verbindung mit der Schweiz führt uns zu der wohl richtigen Annahme, daß auch sie zu jenen Schwazern gehörten, die Gendorf ins Riesengebirge rief. Das Gasthaus der Krausebauden, aus dem die Erlebachs der Elbfallbaude stammen, heißt heute noch Gasthaus „Zur Schneekoppe“!

Daß die vier Familien, von denen wir hier erzählten, immer Gebirgsleute waren, das hat ein Mitglied der Sippe der Adolphs um die Jahrhundertwende einwandfrei nachgewiesen. Dem Hohenelber Gebirgskamm ist der Kreis Arnau vorgelagert. Dieser umfaßt in der Hauptsache, wenn man von der späteren Industrialisierung abieht, Bauernland. Vergleicht man die Besitzänderungen nach den alten Gerichts- und Schöppenbüchern in diesen zwei Bezirken, die beide überwiegend deutsch besiedelt sind, so ergibt sich, daß die Namen unserer Baudenleute im Gebirgskreis stark, im vorgelagerten Bauernkreis aber nur schwach vertreten sind. Die Krauß' sind im Gebirgskreis mit 310 Versreibungen,

im benachbarten Arnauer Kreis aber nur mit 12 vertreten. Bei den Hollmanns ist das Verhältnis 194 zu 17, bei den Adolphs 193 zu 5, bei den Erlebachs 159 zu 1; nehmen wir auch noch andere Baudenleute aus der Mitte des Gebirges in unsere Betrachtungen hinein, so finden wir bei den Bradlers ein Verhältnis von 149 zu 5, bei den Buchbergers und Zinneckers überhaupt keine Besitzverschreibungen im Vorlande, während sie im Gebirge überaus stark vertreten sind. Ein gleiches Verhältnis ergibt sich, wenn man die heutige Namensverteilung dieser beiden unmittelbar und durch einen gemeinsamen Gerichtsbezirk miteinander verbundenen Kreise vergleicht. — Bei der verhältnismäßig kleinen Einwohnerzahl des oberen Elbtals, also der Gegend um Spindlermühle, fallen die Namen unserer Baudenleute so stark aus dem Rahmen, daß es für den familien- und Sippenforscher ein schier unmögliches Unterfangen ist, eine klare Übersicht zu gewinnen. Jirasek hat für den Heimatbezirk Hohenelbe nach der Volkszählung von 1900 die häufig vorkommenden Familiennamen zusammengestellt; unsere Baudenleute sind am stärksten vertreten:

Namen	Familienzahl	
	im oberen Elbtal um Spindlermühle	davon in den Krausebauden allein
Erlebach	30	15
Hollmann	68	7
Krauß	68	40
Adolph	29	1
Bradler	22	—
Buchberger	15	—
Zinnecker	7	—

Daß diese Sippe auch die ersten Baudenbewohner stellte, ergibt sich aus dem Urbar vom Jahre 1676. Neunzehn Baudenwirte sind hier aufgezählt; nur ein einziger Name (Dannheuser) fehlt in der Liste der heutigen Baudenleute, sonst sind sie heute noch alle vertreten. Drei Hallmann, ein Adolph, zwei Krauß sind in dem Urbar mit ihrer Zinspflicht eingezeichnet. Die Erlebachs treten erst einige Jahrzehnte später in den Kreis der Baudenleute ein.

Wesentlich für die Geschichte der Baudenleute ist noch die Antwort auf die Frage, ob die Religionskämpfe, die bald nach dem Beginn des 30jährigen Krieges auch das südliche Riesengebirge in große Erregung versetzten, auch Baudenleute von ihrer Scholle vertrieben. Das scheint nicht der Fall gewesen zu sein. In dem Verzeichnis der „Entwichenen auf der Herrschaft Hohen Elbe“ vom 7. Januar 1687 finden sich nur wenige Flüchtlinge aus der Sippe der heutigen Baudenleute. Es werden nur aufgezählt: Hans Hollmanns Wittib Karlorä aus Niederhohenelbe und Paul Adolph

samt seinem Weibe Rosina aus Niederhof. (Aus der Stadt Hohenelbe entflohen Hans, Tobias, Daniel Schlingel, von denen einer die nachherige Schlingelbaude im Ostteil des Riesengebirges als Wirt betreute.)

Das vierblättrige Kleeblatt — Hallmann, Krauß, Adolph, Erlebach — versippte sich im Laufe der Jahrhunderte so untereinander, daß man die Baudenleute als eine einzige große Familie bezeichnen kann. Sie sind die Kolonisten der Gebirgshänge und Kammflächen. Zu irgendeiner Zeit hauste immer ein Angehöriger dieser Sippe in einer der Wirtschaftsbauden. Die Scharfbaude gründete gegen 1740 der Jäger Johann Erlebach, die erste Spindlerbaude 1784 Ignaz Hallmann, in den Leierbauden haben viele Jahrzehnte nur Adolphs gewohnt. Die Davidsbauden baute David Krauß, die Spaltebauden Anton Hallmann. Die Martinsbauden danken ihren Namen einem Martin Erlebach. So könnte die Aufzählung weitergehen. Wir wissen, daß um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Herrschaft Schaffgotsch die Schreiberhauer Baude, die heutige Alte Schlesiische Baude, einem Hallmann übergab, nach dem die Baude lange Zeit Hallmannbaude hieß.

Und nun stehen wir hier an dieser Hallmannbaude und betrachten die weitere Versippung, die weitere Bindung dieser Baudenleute des westlichen Riesengebirges. Franz Hallmann, der erste Franz in der Hallmannbaude, war mit einer Hallmann aus Hohenelbe in dritter Ehe verheiratet. Seine älteste Tochter Monica heiratete Wenzel Krauß, den Sohn des Müllermeisters aus den Krausebauden. Mit diesem Krauß steigen die Krausebaudner aufs westliche Hochgebirge. Wenzel Krauß war der erste „Pächter“ der Neuen Schlesiischen Baude. Er und sein Schwager Anton Eichler, der die Apollonie Hallmann aus der alten Baude zur Frau nahm, hatte die Baude gebaut. Krauß ging im zweiten Jahre, also 1788, wieder in die Krausebauden zurück, dafür trat nun ein neuer Krauß aus den Krausebauden, Johannes Paul, in das „Geschäft“ ein. Auch er hatte eine Hallmann zur Frau. Inzwischen heiratete die jüngste Tochter des alten Hallmann. Sie nahm sich Paul Adolph aus den Siebengründen, und dieser Adolph wurde der Stammvater der Leute, die noch heute die Neue Schlesiische Baude bewirtschaften. Der erste Pächter dieser Baude aber, Wenzel Krauß, baute im Jahre 1790 die Woffskerbaude, damals „Neue Böhmiische Baude“ genannt. Nun sind die drei ältesten Schreiberhauer Bauden in der Bewirtschaftung von drei Hallmann-Kindern; in der Alten Baude der Sohn des ersten Franz, in den beiden neuen Bauden seine Schwestern mit ihren Männern. Reiches Kinderseggen war den neuen Baudenleuten beschied, wobei die weiblichen Sprößlinge in der Mehrheit waren. Neunundzwanzig Kinder gingen aus diesen drei Ehen hervor, von

denen nur zwölf Knaben waren. Stellt man aber fest, wieviel Kinder das heiratsfähige Alter erreichten — das waren 23 —, dann kommen auf nur 6 Jungen 17 Mädchen. Dieser Kinderreichtum der Baudenleute hat die Gebirgsreisenden zu jener Zeit oft genug beschäftigt. „Was mag die Bevölkerung hier so vermehren“, schreibt ein guter Beobachter im Jahre 1799, „indessen im ebenen Lande, wo der Himmel milder, der Anbau leichter ist, bei weitem nicht das höchste Ziel erreicht wird. Sollten die Leute im Gebirge wohl mehr Zeugungskraft, die Mütter daselbst mehr Fruchtbarkeit besitzen? Beinahe möchte ich es glauben. Beispiele, wo die Männer im sechzigsten noch Väter, die Frauen im fünfzigsten noch Mütter werden, sind hier nicht selten. Die gesunde, reine Luft, die arbeitsame, einfache, keusche Lebensart scheint also die Fruchtbarkeit der Eltern ebenso sehr als das Leben der von ihnen erzeugten Kinder zu begünstigen, deren Zahl bei ihrer kostenlosen Genügsamkeit und bei vielen Geschäften ihnen mehr Reichtum als Last ist. Im Lande hingegen sucht der Bauer, aber noch mehr der Städter, häufig die Zahl derselben auf zwei zu beschränken.“

Zweifellos aber hat der nach dieser Zeit, seit dem dritten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, stärker einsetzende Verkehr die Baudenleute nicht zu ihrem Vorteil verbildet. Martiny hält es für notwendig, am Schlusse einer Betrachtung allen Reisenden ans Herz zu legen: „Achtung für die Tugenden dieses biederen Bergvolkes zu haben. Auf den unbefangenen Naturmenschen wirkt alles nur durch Beispiel, möchte doch daher jeder alles in seinem Betragen vermeiden, was wider die Sittlichkeit läuft. Möchte ihm ihre natürliche Einfalt wie ihr häusliches Glück und Wohlfahrt heilig sein, damit er sich immer überzeugt fühlen kann, keine Schuld an der Verletzung des Heiligsten der Menschheit, keinen Beitrag zu ihrer Verschlechterung durch seinen eigenen rücksichtslosen und unmoralischen, alles Gute zerstörenden Handlungen einem unschuldigen, harmlosen Volke gegeben zu haben.“ — Hier war einer, der den nicht immer segensreichen Einfluß des Fremdenverkehrs auf den einfachen Bergbewohner rücksichtsvoll charakterisierte.

Wie hörten, daß um das Jahr 1800 drei Kinder des ersten Franz Hollmann die drei Schreiberhauer Bauden bewirtschafteten. Und aus diesen Familien, aus diesen Bauden wurde herüber und hinüber geheiratet. Nur in der Neuen Schlesiſchen Baude blieb die männliche Nachfolge bis zum heutigen Tage gewahrt. In der Alten Schlesiſchen Baude starb der männliche Stamm gerader Linie aus, in der Woffekerbaude wurde zuletzt die jüngste Tochter der Enkelin des Begründers die Erbin. Sie war es auch, die nach dem Abbruch der alten Woffekerbaude eine auch auf den

Fremdenverkehr eingestellte Gastbaude errichtete und nach der Vertreibung aus dieser Baude in der Reifträgerbaude als Familienoberhaupt waltet. Ihr Vater war ein Hollmann aus den Krausebauden. Dessen älteste Tochter heiratete den Enkel des ersten Adolph der Neuen Schlesiſchen Baude, so daß abermals Woffeker- und Neue Schlesiſche Baude sich verwandtschaftlich miteinander verbanden. Neues Blut trat hinzu: da kommen andere Erlebachs aus den Hangorten, da kommen Maiwalds, da kommen neue Krauß', selbst das alte Glasmachergeſchlecht der Preußler zieht in die Bauden ein. Söhne der Baudenleute steigen zu Tale, gründen sich hier Familien, werden wieder Baudenwirte, Weber, Holzleute und Glashandwerker. Bessere Wegeverbindungen erleichtern den Verkehr mit den Talorten. Das 20. Jahrhundert macht aus den einfachen, bescheidenen Bauden große Fremdenherbergen; der Wintersport fördert die Entwicklung ins Große. Nur die Alte Schlesiſche Baude behält ihren alten Charakter als Viehwirtschaftsbaude, sonst erinnert nichts mehr daran, daß die Vorfahren hier einst „einfältige Hirten“ waren. Nichts ist von den alten Baudenliedern bei den Baudenleuten selbst erhalten geblieben, ihre alten Musikinstrumente sind vergessen. Wer weiß heute noch etwas von der Poesie jener Hirtenwirtschaften, von der jeder Gebirgsreisende berichtete? Wo sind das Hellahorn, die alte Riesengebirgsſchalmei? Schon 1858 berichtet Mosch davon, daß man nur selten noch etwas hört. „Die vormaligen Hirtenlieder und Singweisen sind auch verschwunden.“ Wer versteht noch die alte Kunst des Peitschknallens? „Besonders lieblich erscheint der leise Widerhall der verschieden gestimmten Glocken, welche harmonische Akkorde erwecken. Wohl auch das Intermezzo, das Peitschengeknall der Hirten, welche im Dreischlag oder Dierschlag eine besondere Kunstfertigkeit besitzen“, so konnte noch der erste Grieben schildern. Wer weiß noch, daß auch der Baudenmann einmal jodelte? Das ist alles vorbei. Der Baudenmann hat es vergessen, Vater und Großvater hatten es schon verlernt. Aber der Geist und die Kraft sind geblieben. Sieht man heute die Siegerlisten nach großen Abfahrts- oder Slomläufen des Riesengebirges durch, da stehen die Hollmanns, die Erlebachs, die Krauß' die Buchberger und nicht zuletzt die Adolphs, die Leute aus der Neuen Schlesiſchen Baude. Der Sohn jener Ludmilla Hollmann aus der Woffekerbaude, Kurt Endler, war der erste großdeutsche Skimeister; zwei Jungen aus der Neuen Schlesiſchen Baude, Heinrich und Franz Adolph, der eine längst unter dem Rasen, der andere der Wirt der Jachselfallbaude, trugen als erste den Ruhm des winterlichen Riesengebirges in die Sportwelt!

Die Sippe der Baudenleute trägt ein anderes Kleid als ihre Ahnen. Der Geist ist der gleiche geblieben.

K D F. U N D D A S R I E S E N G E B I R G E

V O N H A N S G R U S C H W I T Z

Gerade das, was man hier in dem größten Urlauberaufnahmegebiet des Gaues Schlesiens, unserem Riesengebirge, jenem gewaltigen und zugleich lieblichen Berglande, bei der außerordentlich regen Beschickung aus fast allen Gauen unseres Vaterlandes erlebt, ist so groß und schön, ist so lehrreich gewesen, daß man mit gutem Recht behaupten kann, hiermit den schönsten Lohn für all die Mühe und Arbeit geerntet zu haben.

Der Arbeitsmensch lernte hier einmal im wahrsten Sinne des Wortes sein schönes deutsches Vaterland kennen und damit auch lieben, hier wurde „Heimat“ zum Begriff.

Alle kamen sie zu uns, die Ost- und Westpreußen, die Westfalen, Hannoveraner, Hessen und Württemberger, die Rheinländer, Thüringer, die Hamburger und Bremer, Mecklenburger und Pommern, die heimgekehrten Saarländer, Schlesier und unsere deutschen Brüder aus Danzig und Hunderte und Aberhunderte als Vertreter unserer Auslandsorganisation aus unseren ehemaligen Kolonien und allen nur erdenkbaren Gegenden der Erde. Viele von ihnen kamen aus gottbegnadeten Gegenden, doch einstimmig waren sie in dem Urteil, daß unser „Riesengebirge“ eine der wertvollsten Perlen in der prächtigen Krone unserer Länder ist. Wenn wir bei unseren Landsleuten bleiben wollen, ließe sich vielleicht noch erwähnen, daß sie wohl alle verblüfft waren über die gewaltigen Gegensätze zu ihrer Heimat, selbst die gesprächigen Sachsen wurden still und stiller und tauten gewöhnlich, besonders aber im Winter, erst abends beim „alten schlesischen Korn“ wieder auf, so mancher „große“ Berliner oder Kurmärker dagegen wurde klein und immer kleiner, wir „Riesengebirgler“ aber wurden um so stolzer auf „Rübezahl's Reich“.

Der tiefere Sinn und die großen Aufgaben unseres Amtes „Reisen, Wandern und Urlaub“ fanden indes ihre Erfüllung. So wurde in den Herzen der Urlauber Liebe zur Heimat geweckt, so lernten sie ihr Vaterland kennen und lieben.

Über Charaktereigenarten hinweg fanden sich Menschen aller möglichen Stämme unserer Länder hin zum „deutschen Volksgenossen“, wurden sie Brüder und Schwestern eines Volkes, wurden sie darüber hinaus oft Freunde fürs Leben. Und wenn dann unerbittlich die Stunde des Abschieds kam, dann legten sich oft schwielige Fäuste ineinander, da schaute man sich noch einmal tief ins Auge; ihr herzlichster Händedruck, das Aufleuchten ihrer Augen aber war „Kraft durch Freude“ — war das eheliche Bekenntnis zu Volk und Führer.

Dies ist in kurzen Worten der gewaltige ideelle Erfolg unseres Amtes „Reisen, Wandern und Urlaub“. Daß hierbei natürlich auch für unser vor wenigen Jahren noch gänzlich am Boden liegendes Gaststätten- und Fremdenheimgewerbe ein entsprechender materieller Erfolg herauspringt, soll nur am Rande vermerkt sein. Einige Zahlen sollen nachstehend die steigende Beliebtheit unserer Gegend und auch die erfolgreiche Mundpropaganda der Urlauber unter Beweis stellen:

U r l a u b e r a u f n a h m e:	1936 ..	25 601	Volksgenossen
	1937 ..	31 070	„
	1938 ..	52 832	„

wozu natürlich noch Hunderte von Betriebsausflügen mit Zehntausenden von Volksgenossen kommen. Daß aber auch die Reiselust der Volksgenossen unseres Kreises, trotz seiner eigenen landschaftlichen Schönheiten, von Jahr zu Jahr wächst, zeigt das Bild unserer

U r l a u b e r v e r s c h i d u n g:	1934	519	Volksgenossen
	1935	818	„
	1936	1 386	„
	1937	1 717	„
	1938	1 929	„

wobei noch berücksichtigt werden muß, daß sämtliche Herbstfahrten, insgesamt 25 Züge, wegen Wagenmangel aus bekannten Gründen ausfielen.

DIE »BEFREUNDETEN AUSLÄNDER«

V O N W I L H E L M M E N Z E L

Daß Ihr's nur gleich wißt, Ihr Leute, und nicht erst einen „Flunsch“ ziehn müßt: Es ist nur ein Spaß, weil wir Schlesier eben nun einmal „awing gespoaßig sein“ — wir meinen mit den „befreundeten Ausländern“ die Berliner, Sachsen, Ostpreußen, Pommern, Hannoveraner, Hamburger, Rheinländer, Schwaben, Bayern — und wie sie sonst noch alle heißen in unserm großen Deutschland, die eben nicht aus Schlesien sind — (und solche gibt es halt immer noch). Das heißt nun freilich nicht, daß außer diesen „befreundeten Ausländern“ nicht auch „richtige Ausländer“ nach Hirschberg kämen, mit denen wir auch bald Freundschaft geschlossen hätten — mit Dänen (zu jeder 650-Jahrfeier der Stadt, mindestens aber zu jeder Riesengebirgswoche sind sie da!), Ungarn, Italienern, Japanern und was weiß ich alles.

Na und „wenn ma sich die Geschichte bei Lichte besitt“ — was bleibt ihnen denn auch weiter übrig: Wer ins Riesengebirge will, muß in Hirschberg umsteigen, wenigstens mußte er's bis vor wenig Jahren, wo es noch keine „Kurswagen“ gab. Damals konnten wir in Hirschberg getrost sagen: „Niemand kommt ins Himmelreich ohne durch Hirschberg“ (wobei unter dem Himmelreich eine höchst irdische Sache zu verstehen ist, nämlich die Endhaltestelle der Thalbahn, bitte mit th!) Und eigentlich scheint das heute noch zu stimmen; denn der Fremdenbesuch hat seit 1933 erheblich zugenommen: Selbst die hartnäckigsten Kurswagenfahrer und die seßhaftesten Putler steigen bei uns aus, weil die Stadt dazu verlockt. Es sind nicht allein die baulichen Sehenswürdigkeiten, nicht nur die Stätten der Unterhaltung — die gibt es im Notfall auch woanders — es ist vor allem der ganze „Ton“, der den Besucher empfängt, die gemietlich-schläfsche Oart“. Wie viele der unterschiedlichen „Ausländer“ haben nicht schon das „Himmelreich“ in Hirschberg gesehen und gekostet! Fast jedem der Kameradschaftsabende, die so oft für die Gruppen der fremden Wanderer veranstaltet werden, geht

das „Himmelreich“ mit Kließlan, Backobsttunke und Keecherfleesch“ voraus und „lät fer dan ganza Obend richtig Grund“ und muntert gründlich auf. Das ist auch nötig; denn ein solcher Abend ist zumeist recht lang. Da werden die Nichtschlesier mit unserer Sprache, unseren Trachten, Tänzchen und Gewohnheiten bekannt gemacht. Wir erzählen ihnen von allerlei „beriehmten Schlesiern“, die das Herz und auch „das Maul“ auf dem richtigen Fleck hatten, und — singen natürlich auch awing —

Mit dem „Schmauslied“, dem „Schlesischen Bauernhimmel“, geht es los, da zeigt sich's, wie sich der Schlesier den Himmel ausmalt: „Frassa warn mer wie die ferschte Sauerkraut mit Laberwerschte“ — ja, wir machen kein Fehl daraus, daß wir gern und oft und — „wenn's gieht“ — auch was „Leckerfertigeg“ essen. Dafür sind die Schlesier auch ein fleißiges Volk. „Richtig“, sagte einmal ein geborener Berliner aus Berlin, (die meisten sind nämlich aus „Brassell“) „das stimmt! Wenn wir nicht so viel Schlesier in Berlin hätten, wer sollte die ganze Arbeit machen!“ Nun, das ist kein schlechtes Zeugnis, möchte man sprechen. Und dann setzen wir den Gästen einige herzerfrischende Proben von unserer „Schlesischen Speisekarte“ vor: Da gibt's „Weechquork“ oder schläfsch Kaviar, allerlei „Wurfscht“, voran die „Knoblichwurscht, Hunig, Harichsulloate und zulezt a Sträselkucha, alles ei Getidht!“ Und da machen wir den Gästen klar, daß man bei uns „a Kucha tunkt“ — woran man ja den Schlesier erkennt von großer Weite — der Kuchen wird eben nach unserer Meinung saftiger, kriegt mehr Gewicht — manchmal freilich auch das „Jebergewicht“. Dann erklären wir weiter, daß der Sträselkucha, wenn Besuch da ist und die Zeit gekommen, wo der bald heimgehen könnte, als freundliches Zeichen zum Aufbruch angewandt wird, eben als die „Heempresche“. Das heißt freilich nicht, daß die Gäste dann auch wirklich gehn. Manche lassen geduldig dreimal „Sträselkucha und Koffee“ über sich ergehen und bleiben

seelenruhig-gemüthlich sitzen, bis dann der Gastgeber zu „anderen schlesischen Zeichen“ für das Heimgehen notgedrungen übergehen muß. Er nimmt dann „die Uhr“ aus der Tasche und spricht so halb ernsthaftig: „Hott Ihr schunt meine neue Uhr gefahn, hä? Die hutt Euch dreißig Mork gekust!“ Uff eemool stutzt a a bißla: „Verknucht“ — gieht's do wetter — „die gieht wull vier, 's is ju schunt zwelfe. Satt amol nooch bei Euch — — wos, o zwelfe? Nu do, do, Ihr Leute, wenn ich wu wär, ging ich heem!“ Auf diese Weise kriegen unsere „Ausländer“ immerhin eine leise Ahnung von dem Wesen des Schlesiens. Sie spüren aus unserer Sprache das herzlich-herzhaftige, wenn der Schlesier sagt: Mei Doaterla, mei Mutterla, mei Grufmutterla oder, was freilich seltener vorkommt, mei Schwiegermutterla. Oft hat diese Sprache auf den nichtschlesischen Hörer schon so gewirkt, daß er selber anfang in der Art mit „a“ zu „reda“, und es war mitunter erstaunlich, mit welchem Feingefühl es manche „wenn o und nicht groade akkerat, aber baale asu britta wie mir“. Die Lieder in der Mundart: Mei Schakla kimmt vo ferne“ oder „Unser Bruder Hansla“ und ähnliche — nicht zuletzt die „Gruttke Dasper“ — runden das Bild vom Schlesier mehr und mehr ab, wenngleich so ein Abend doch nur andeuten kann; denn um einen Stamm richtig kennenzulernen, dazu muß man lange zusammen leben, gute und harte Zeiten durchmachen mit ihm.

Am besten helfen da immer kleine Geschichten von besonders ur- und eigentümlichen Hirschbergern oder sonstigen Schlesiern. Da zeigen wir Licht und Schatten. Zum Beispiel kommt da auch die Sache von dem „ewigen Primaner“. Er war auf Karl Gottfried getauft und hieß mit Vaternamen Linke. 1769 erblickte er in unserer Stadt Hirschberg das Licht der Welt und 1788 bezog er das hiesige Gymnasium. Dort hat er ganze zweiunddreißig Jahre in der Prima gefessen und zuvor noch gute neun Jahre zugebracht und — wenn er nicht hätte eben sterben müssen, da säß er wahrscheinlich noch heut in der Prima. „Nu, das is ja nicht grade prima“, würdet Ihr heut dazu sagen. Geduld, Ihr Leute, laßt mich erst ausreden. Ihr dürft nicht etwa denken, daß unser Gootfriedl nicht gelernt hätte — da kennt Ihr den schlecht, „dar hotte a Köppla mit woas drinne, aber nich etwan Struh oder Siede — nee, mit Verstand und faul woar a au nich!“ Nein, das hat eine ganz absonderliche Bewandnis. Gottfried hatte nämlich einen Onkel gehabt und — nu hurcht ock har! — von dem gab's ein Testament. Darin stand geschrieben, daß er seinem Neffen, solange der auf das Gymnasium ging, eine Rente vermachte. „Na, nu merkt Ihr schunt woas?“ Unserm Gootfriedl gefiel das mit der Rente, und er dachte halt: Sicher is sicher! Homo sum; nihil humani a me

alienum puto! Das heißt sehr frei verdeutscht: Besser den Sperling in der Hand als die Tauben auf dem Dach!“ und da ist er eben dem Gymnasium treu geblieben. Wie er das gemacht hat, wollt Ihr wissen? Wo er doch „keetummer Kerle woar —“ Nu, das ganze Jahr über klappte das ganz schön in der Schule, die Lehrer waren zufrieden. Wenn aber dann das Abitur kam, dann schrieb er entweder eine solche Arbeit, daß es eine glatte Vier drauf gab, oder er redete im Mündlichen ein solches Zeug zusammen, daß ihn keiner bestehen lassen konnte, selbst wenn der mehr als zwei Augen zugeedrückt hätte. So hat er's denn bis zum Jahre 1819 getrieben, bis den fünfzigjährigen Schüler der Tod endlich von der Schulbank nahm.

Wie gesagt, die Geschichten, Gedichte, Lieder und Tänze geben zusammen die besten Andeutungen vom Bilde des schlesischen Menschen, wie er leibt und lebt, arbeitet und feiert. Die Landschaft vollendet es ohne alle Worte, allein durch ihre Schönheit und stille Größe. In diesem allen liegen die Wurzeln der Liebe zur schlesischen Heimat; hierin liegt auch das Geheimnis beschlossen, daß die meisten „Ausländer“ von Land und Leuten Schlesiens so angesprochen und angezogen werden.

*

Singen kann ich nicht wie du,
 Und wie ich nicht der und jener.
 Kannst du's besser, sing frisch zu!
 Andre singen wieder schöner.
 Droben an dem Himmelstor
 Wird's ein wunderbarer Chor.

Josef von Eichendorff



Wilhelm Klose Brillenherstellung

Goldenes Schw...

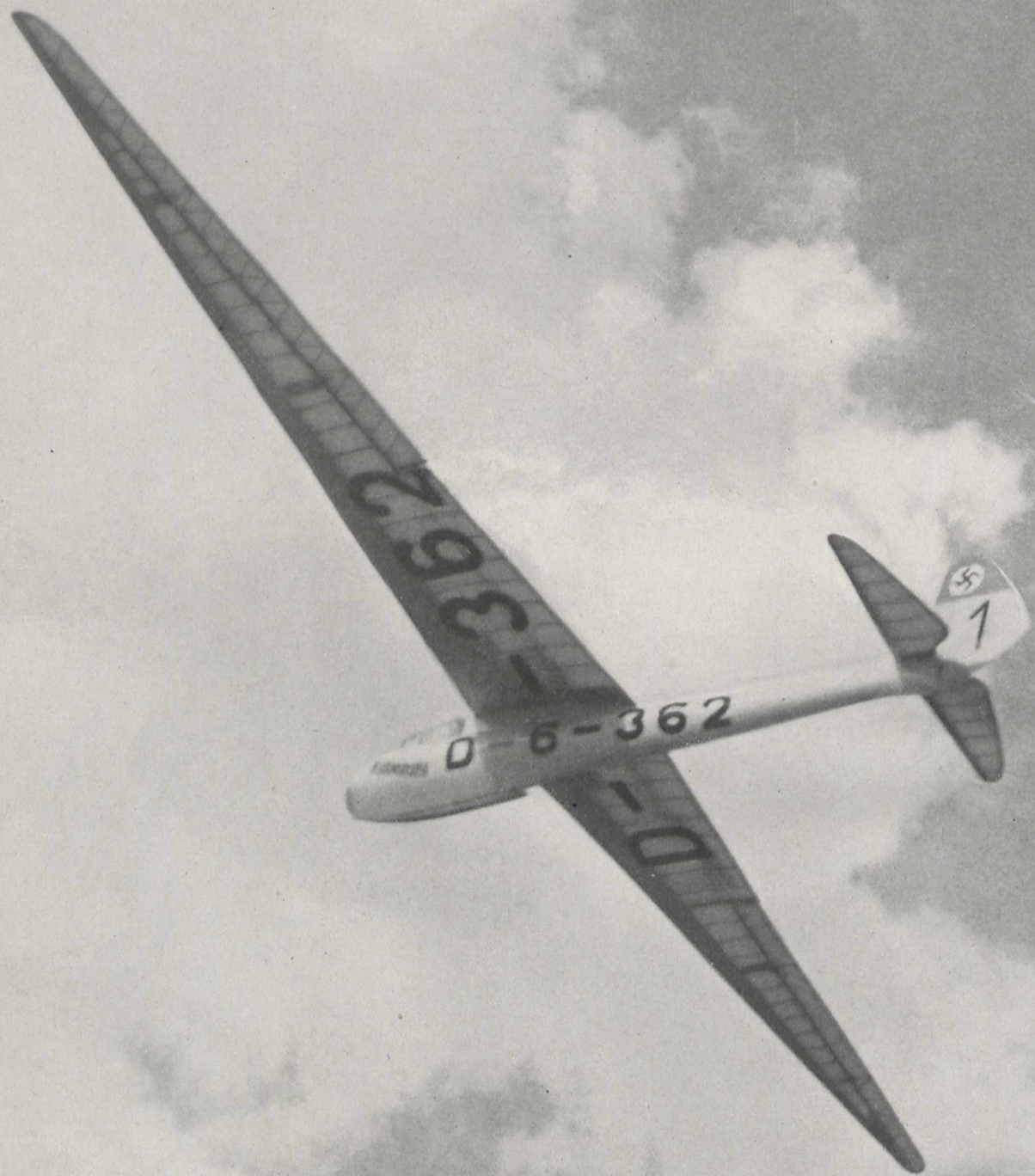


AUFN. KURT MEIER

SCHNEEGRUBEN



AUFN. ERNST BIRKE



AUFN. ALBERT KLESSE

ÜBER GRUNAU

SEGELFLIEGER IM WINTER

V O N W I L H E L M H E S E

Auf den Dachgärten des Hotels „Drei Berge“ war es, jenes Hotels, das in Deutschlands schöner Landschaft Schlesiens bekannt ist für die größten Dachgärten und wohl auch für die schönsten. Denn das Hotel liegt mitten im Riesengebirge in der mittelgroßen Fremdenverkehrsstadt Hirschberg, durch die man hindurchkommt, wenn man ins Riesengebirge will, gleichgültig, ob man mit Eisenbahn, Auto oder Flugzeug die Berge ansteuert.

Hier oben, inmitten der vielen fröhlichen Menschen saßen einige Burschen und Mädels im Alter von 17—25, alle prachtvolle Kerle mit lachenden etwas verwegenen Augen, kupferbraun gebrannt und die Haare flachsgelb, als wären sie dauernd zur See und immer in Sonne und Wind. Sie sprachen englisch.

„Sagen Sie Herr Ober — — —“

Er sagte es mir, und außerdem machte er mich darauf aufmerksam, daß alle diese jungen Menschen ein Abzeichen trugen: die drei weißen Schwingen auf blauem Grund, eingefasst von einem schmalen Silberrand. Es ist das begehrte, in Grunau erworbene Leistungsabzeichen der Segelflieger, von dem es in der ganzen Welt nur sehr wenige gibt.

*

Wenn man nun oben auf dem fliegerberg steht, sieht man vor sich das Bober-Katzbach-, das Riesen- und Jsergebirge, weit in die ferne, über Täler und hinauf in die Höhen schweift der Blick. Und dann besichtigt man die Flugzeughallen und die verschiedenen Maschinentypen, angefangen von der einfachen Schulmaschine bis zur ins höchste verfeinerten Hochleistungsmaschine, und man läßt sich erklären, wie dort oben Burschen und Mädels das Fliegen lernen. Und wer Glück hat, der wird nicht nur den üblichen und doch sehr interessanten Schulbetrieb sehen, er wird sogar Zuschauer sein können beim Segelkunstflug oder, wenn er ganz großes Glück hat, sogar selbst als Zweiter in

dem für zwei Personen gebauten Segelflugzeug mitfliegen können.

Ich hatte das Glück. Und seit der Zeit bin ich begeistert wie alle, die selbst als Flieger oder nur als Zuschauer oben auf dem Berg gewesen sind.

*

Die Segelflieger lieben die Sonne und den Wind, die Thermik und die Wolken, von denen ihre Maschinen in die höchsten Höhen und weitesten Weiten getragen werden, sie alle lieben den Kampf und die Gefahr und den Sport aus eigener Kraft: sie erleben den uralten Menschheitstraum, sie fliegen! Sie fliegen ohne Motor!

Wer nicht im benachbarten Grunau gewesen ist, ist nicht im Riesengebirge gewesen. Man muß mit eigenen Augen gesehen haben, wie sie die Maschinen fertig machen, wie sie starten, wie sie segeln und gleiten. Man muß ihnen zuhören, wie sie sprechen. Segelflieger haben eine eigene Sprache, unbekümmert darum, wer ihnen zuhört. Eine herzerfrischend natürliche Sprache. Leistungen gelten bei ihnen, sonst gar nichts.

Die Segelfliegerinnen tragen „auf dem Berg“ gern Jungenhosen, am liebsten in Leder; sie benehmen sich frei und ungezwungen. Die männlichen Schüler tragen meistens eine Hose, Schuhe und Socken, weiter nichts, nicht einmal ein Hemd. Und die prachtvolle Farbe ihrer sporterzogenen Körper ist ein einziges Loblied auf Lebensfreude, Sonne und Wind!

*

Daß man in den zweisitzigen Segelflugzeugen von Grunau aus schon ganz prächtige Passagierflüge ausgeführt hat, sei ebenso nebenbei bemerkt, wie die Namen der in Grunau großgewordenen „Segelflugkanonen“, von denen wir nur nennen wollen: Flugkapitän Hanna Reitsch, Wolf Hirth und andere bekannte Segelfliegernamen aus England, Frankreich, Amerika, Japan, Chile usw. Denn die Segel-

flugschule in Grunau ist dadurch besonders bemerkenswert, daß sie eine der wenigen Segelflugschulen in Deutschland ist, in der auch Ausländer und Mädchen ausgebildet werden dürfen.

*

In Grunau gibt es den „Segelflugzeugbau Schneider“, und diese Segelflugzeugwerft hat in jahrelanger Arbeit nicht nur die Schulmaschinen und die Hochleistungsmaschinen dauernd verbessert, sie hat auch inzwischen ein längst von den Behörden zugelassenes und in der Zwischenzeit sogar schon mehrfach preisgekröntes Segelflugzeug mit Leichtmotor entwickelt, das sogenannte „Motor-Baby“. Es verbraucht bei 20 PS knapp sieben Liter Benzin in der Stunde, und erreicht als Spitzengeschwindigkeit 120 Stundenkilometer. Bei genügend Wind kann man den Motor abstellen und die Maschine so handhaben wie ein Segelflugzeug. Vor kurzer Zeit erst sind übrigens die deutschen Brüder Aufermann mit solchen in Grunau konstruierten Maschinen in Nonstop-

flügen über Deutschlands Grenzen (und u. a. auch nach London) geflogen.

Ist Segelfliegen ein Sommersport wie Angeln oder Paddeln? Gott bewahre! Im Schnee macht es ja erst richtig Spaß! Und Schnee ist einem genug vertraut, dazu ist man im Riesengebirge. Hier sieht man sogar die Flugzeuge auf Skier.

Dieses Motor-Baby rollt im Sommer auf Rädern zum Start, im Winter stellt man es auf Skier: konstruiert im Riesengebirge! Seit wir das Motor-Baby haben, kennt man nicht nur Land- und Wasser-, sondern auch noch ein flauten- und Schneesegeflugszeug.

*

für den Segelflieger gibt es keine Grenzen, er fliegt über die Alpen und über weite Seen, er überwindet Länder und er startet und landet im Gras oder im Schnee.

MEINE HEIMATSTADT

Ich habe Gebirge überflogen, die höher sind als das Riesengebirge, Städte gesehen, die reicher und größer sind als mein Hirschberg, und habe das Glück gehabt, viele bedeutende und wertvolle Menschen kennenzulernen; aber nichts hat den Glanz verdunkelt, in dem meine Vaterstadt mir allezeit vor Augen steht. Selten und kurz sind leider meine Besuche in der Heimat; aber immer gleich lebendig in mir bleiben die Erinnerungen an meine Kindheit und Schulzeit, die mit Hirschberg und seiner Umgebung eng verbunden sind. Ich war als Kind so stolz, wenn ich auswärtige Gäste der Eltern in der Stadt herumführen und sie hinauf bis in die Giebel der alten Patrizierhäuser auf dem Markte schleppen durfte.

Wer eine solche Vaterstadt hat und in diesem Maße von Schule und Elternhaus angeleitet wurde, ihre Schönheit zu

V O N H A N N A R E I T S C H

erkennen, dem sind die Augen für alle Schätze der Natur und Kunst geöffnet, wo immer im Leben er ihnen begegnet. Wie herrlich haben wir oben auf dem Kavalienberg unserer Stadt gespielt und sind in den nahen Bergen Schneeschuh gelaufen und mit dem Rad hinaus in die Umgegend gesauft, um mit köstlichen Blumensträußen heimzukommen — ständig den weiten, freien Blick auf den Kamm des Riesengebirges — immer dasselbe und immer neu in Farbe und Beleuchtung des Tages und der Jahreszeit.

Und Grunau mit dem Galgenberg, auf dem ich Segelfliegen gelernt habe! Unermüdlieh haben wir — heute tun es die braven Pferde — das Flugzeug in heller Begeisterung den Hang emporgezogen.

Demnächst bin ich wieder für kurze Zeit in Hirschberg. Darauf freue ich mich unendlich.

»UND WER DAS BRÜNNLEIN TRINKET«

V O N H E R B E R T V O G T

Wenn irgendwo in Schlesien oder darüber hinaus im übrigen Reich Hirschberger Erinnerungen ausgekramt werden, dann wird man zunächst von der traulichen, alten Stadt mit ihrem Laubenring sprechen, von ihrer prächtigen Umgebung, dann wird man die vielseitige Schönheit des Riesengebirges preisen und was man dort schauen und erleben durfte, und nicht zuletzt wird man auch der Hirschberger Schnapsharte ein kleines Loblied singen. Das verdient sie auch, denn sie hat ein durchaus eigenartiges Gepräge, und jeder, der sie einmal durchgekostet hat, wird sich gern mit einem behaglichen Schmunzeln daran erinnern.

Wenn in vergangenen Jahrhunderten das schlesische Bier, ausgerüstet mit dem Paß seiner vorzüglichen Beschaffenheit, den Weg in ferne Länder fand, so ist es heute der schlesische Schnaps, für den sich nicht einmal der Ozean als unüberwindbares Hindernis erweist. Dabei muß man sich darüber klar sein, daß das gute deutsche Wort Schnaps, das für viele überaus ästhetische Ohren einen etwas harten Klang hat, weiter nichts bedeutet als Schluck, also soviel Branntwein, wie man mit einem Schluck trinken kann. Was man aber nur in Schlucken trinkt, kann nur etwas Köstliches sein

Zu diesen schlesischen Köstlichkeiten haben Hirschberg und Umgebung einen wesentlichen Beitrag geleistet. Den Weg wies dabei die überaus reichhaltige Pflanzenwelt des Riesengebirges, in der sich Vertreter der Flora Mitteldeutschlands bis hinauf in die Polargegenden zusammengefunden haben. Es ist das Verdienst der alten Laboranten, die einst Krummhübel gründeten, die belebende und heilsame Wirkung der Riesengebirgskräuter, -beeren, -pflanzen, -wurzeln und -moose erkannt zu haben. Freilich, zunächst kam es ihnen wohl hauptsächlich darauf an, Arzneimittel herzustellen, aber — ein guter Geist mag sie darauf gebracht haben — später fanden sich allerlei Tränklein ein, die nicht nur heilsam, sondern auch wohlschmeckend waren. Ihre heimatgebundenen Bestandteile waren unter vielen anderen

Kalmuswurzeln, Kamille, Wacholderbeeren, Pfefferminz, Blaubeeren, Fenchel, Tausendguldenkraut, Enzianwurzeln, Quendel, Bitterklee und Baldrian.

Einen Epigonen dieser Tränklein haben wir im „Stonsdorfer Bitter“ vor uns, den uns der gute, alte Christian Gottlieb Koerner vor über 125 Jahren im lieblichen Stonsdorf schenkte. Er ist einem alten Laboranten-Rezeptbüchlein entsprungen und hat auf Grund seines Kräuter- und Frucht-saftgehaltes eine ganz eigene Note entwickelt. Er ist der ungekrönte König der Riesengebirgsschnäpse — vom „Kaiser“-korn abgesehen, der aber eine ganz andere Richtung verkörpert. — Und wie aus der kleinen Stonsdorfer Brauer- und Brennerei die große Traditionsfirma des „Edt Stonsdorfer Bitter“ in Hirschberg-Lunnersdorf wurde, so begann der „Stonsdorfer“ aus dem Hirschberger Tal heraus einen Siegeszug, der ihn sogar übers Meer führte. Denn allen Schwierigkeiten zum Trotz geht er heute bereits wieder nach Japan, nach Dänemark und nach ganz Amerika.

Er macht aber seinem Wahlspruch: „Dem Gaumen ein Genuß, dem Magen eine Wohltat“ alle Ehre. Und da muß wieder die alte Geschichte erzählt werden vom Mäßigkeitsapostel und dem Stonsdorfer Spaßvogel. Paul Keller hat sie wohl schon mal erzählt und einige andere gleichfalls, da kann sie ja auch einmal hier stehen. Da trifft also ein Abstinenzler in Stonsdorf einen siebzigjährigen Mann, der laut vor sich hinweint. Auf seine mitleidige Frage, muß er hören, daß der alte Mann von seinem Vater verhauen worden ist. Noch größer aber wird sein Erstaunen, als er den Grund dieser „Exekution“ erfährt. Der alte Mann hat nämlich schlecht auf seinen Großvater aufgepaßt, so daß dieser hingefallen ist. „Ja, um Himmels willen, wie alt ist denn da bloß Ihr Großvater?“ „Ju, doas weef ich nee“, meint da der alte Mann, „do mißta Se amol de Häbomme froin, die a uf de Welt gehulfa hoot! De wohnt durte driebla!“ Dem Abstinenzler ging nun langsam der

gut hoch, aber eine Frage mußte er noch tun. „Ja, wie macht Ihr denn das, daß Ihr hier so alt werdet?“ „Nu, mer trinka halt iftersch an „Stonsdorfer“ . . .

Es ist nicht überliefert, ob der Abstinenzler nun bekehrt wurde, aber eine andere Geschichte kann man beim „Stonsdorfer“ immer wieder hören, die keinesfalls mit Frivolität zu tun hat, sondern lediglich dem schlesischen Mutterwitz entsprungen ist. Der „Stonsdorfer“ wird nämlich immer als der Lieblingschnaps des lieben Gottes bezeichnet. Ja, denn neulich, wie in Stonsdorf der alte Sowieso begraben wurde, hat der Pastor gesagt: „Es hat dem Herrn über Leben und Tod gefallen, wieder einen Stonsdorfer zu sich zu nehmen“ . . .

Neben dem „Stonsdorfer“ spielt aber auch der Enzian eine große Rolle. Wir kennen ihn in zweierlei Erscheinungsform: als Branntwein und als Likör. Als Likör erfand ihn der Hirschberger Destillateur Hornig vor etwa dreißig Jahren. Er gab ihm die charakteristische blaue Farbe unseres Enzians und schuf so wohl einen der ersten blauen Schnäpfe überhaupt. Auch in der Form der Enzianflasche, die auf die Grundidee der Enzianblüte zurückgeht, ist die Erinnerung an eine der schönsten Pflanzen des Riesengebirges wachgehalten.

Lediglich in der Farbe und im Flaschenetikett erinnern übrigens noch zwei andere Hirschberger Schnäpfe an unsere heimatliche Pflanzenwelt, das sind der „Habmichlieb“, ein punschartiger Likör, und der „Teufelsbart“, ein aromatischer Branntwein. Dagegen standen 23 Riesengebirgskräuter bei der „Schneekoppe“ Pate, ein Likör, der sich steigender Beliebtheit erfreut. Als ausgesprochener Bitter ist hier auch noch der Kräuterschnaps Levioda zu nennen, der aus Warmbrunn kommt.

Der Enzian als Branntwein kommt aus dem uns benachbarten Hirschdorf. Hier befindet sich die eine der wenigen Enzianbrennereien Schlesiens, die zugleich noch unsere einzige Steinhägerbrennerei ist. Hier stammt auch der „Menschenfreund“ her, ein ausgesprochener Magenbitter, den vor Jahrzehnten der Apotheker Splittgerber erfand. Die vielen Riesengebirgskräuter, die heute noch von Kräuter- und Beeren sammlern zusammengetragen werden, geben sich in ihm ein Stelldichein. Das ist ja gerade ein Charakteristikum unserer Riesengebirgsschnäpfe, soweit sie nicht Phantasiennamen tragen, und ihre Stärke, daß sie wahre Kräutersinfonien sind, die sie ihre wohltuende Wirkung entfalten läßt.

Den größten Namen freilich hat sich der Hirschdorfer als Korn zu erringen gewußt. Das Hirschdorfer Ruppert-Werk ist ja die größte Getreidekornbrennerei Süddeutschlands überhaupt. Der Hirschdorfer „Goldkorn“ ist zu einem

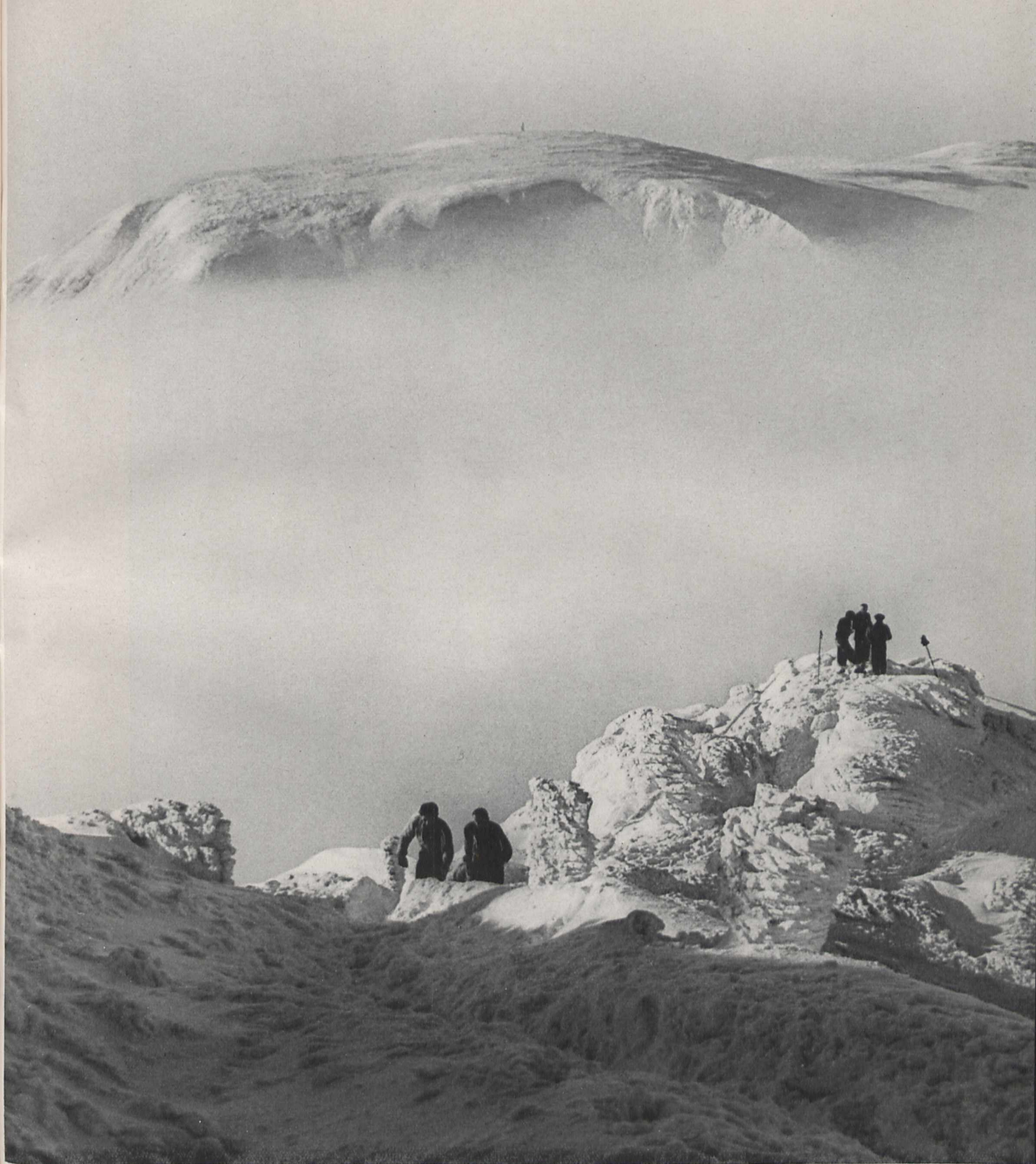
Begriff weit über Schlesiens Grenzen hinaus geworden. Auch der Getreidekümmel hat hier seine gepflegte Produktionsstätte gefunden. Eine größere Rolle als der Kümmel spielt aber sicher der Wacholder, der hier unter dem Namen „Jachel“ oder „Juchandla“ seine Liebhaber findet. Für den internationalen Fremdenverkehr im Riesengebirge ist es von Bedeutung, daß hier auch ein deutscher Whisky hergestellt wird, der sich längst durchgesetzt hat.

Aber bleiben wir doch noch einmal beim Korn. Er schlägt auf Grund seiner Reinheit und seines Preises natürlich alle andern Schnäpfe, was die Menge seiner Verteilung anlangt. Schlesien ist ja überhaupt ein Land, das gern Korn trinkt, und alle „Korntöter“ wissen auch warum. Man trinkt den Korn meistens rein ohne Beimengungen. Seine Liebhaber entscheiden sich lediglich zwischen einem „Weißen“ oder dem „Gelben“, der durch einen Zusatz seine Farbe dem Weinbrand angeglichen hat. Als Beimengung kommt in erster Linie Himbeersaft in Frage. So entsteht der „Korn mit Punkt“ oder „mit Schuß“ oder die „Bummlespucke“, wie ein wenig appetitlicher, aber immerhin verbreiteter Beiname lautet. Weiter kann man einen „Korn mit Bergamotte“ (ein nicht ganz zutreffender Ausdruck) erhalten, oder aber sich für einen „Korn mit Bittern“ (Wurzelbitter) entscheiden. Auch ein „Korn mit Boonekamp“, der sogenannte „Efelschnaps“, schmeckt.

Der inneren Erwärmung dient auch der „Koks“, der meist aus Rum besteht, in den man ein Stückchen Zucker und ein paar Kaffeebohnen getan hat. Sein alkoholisches Element kann aber auch Korn sein. Weitere beliebte Verbindungen sind der „Kümmel mit Rum“ und der „Kirsch mit Rum“. Dieser taucht auch als „Rotgestreifter“ auf oder legt sich solch gegensätzliche Namen wie „Sanfter Heinrich“ und „Artilleriefeuer“ zu. Auch „Schlehe mit Kirsch“ verleitet viele zur alkoholischen Botanik.

Neben den Schnäpsen haben sich seit einigen Jahren auch die Fruchtweine ihren Platz erobert. Viele Früchte, um die man sich früher kaum sonderlich mühte, finden hier noch eine Verwertung. Auch auf diesem Gebiet wird in Hirschberg sehr viel hergestellt. Wenn man übrigens nicht Fruchtwein oder Bier unmittelbar aufeinander trinken will, so muß man — und das ist eine hier vielgeübte Sitte — eine „Isolierschicht“ einziehen, die in einem Korn oder einem Stonsdorfer oder sonst einem Schnaps besteht. Man kann auch dem Bier, um sich den Magen nicht zu verkühlen, einen „Vorreiber“ voranschicken. Diese lympathische Rolle übernimmt meistens gleichfalls der Korn.

Damit haben wir die Hirschberger Getränkekarte natürlich noch bei weitem nicht durchstudiert, aber es sollten ja auch nur die bekanntesten Hirschberger Schnäpfe probiert werden.



AUFN. KURT MEIER

ÜBERM RIESENGRUND



AUFN. ALBERT KLESSE

W I N T E R U R L A U B I N S C H L E S I E N S B E R G E N

AUFN. ALBERT KLESSE





AUFN. HANS RETZLAFF

BLICK VOM SCHWARZENBERG AUF DEN KAMM



Meister für passende Oberhemden - führend durch Leistung

Weihnachtsgaben von hohem Wert:

Hausmäntel - Schlafanzüge - Hausjacken
Krawatten - Handschuhe - Halstücher
Skihemden - Sportpullover - Slalomblusen

nur Straße der SA.12 — Haus Huthmacher — Ruf 36951

THEATER

Nun hat das angekündigte Schauspiel Eberhard Wolfgang Möllers

„Der Sturz des Ministers“

nach manchen erfolgreichen Aufführungen auf deutschen Bühnen auch seine Breslauer Erstaufführung hinter sich. Wir wollen es dem Breslauer Schauspielhaus hoch anrechnen, daß es nicht gezögert hat, die zeitgenössische Dichtung des jungen deutschen Dramatikers herauszubringen, obwohl eine Portion Mut dazu gehörte, das Werk Möllers aufzuführen, das ja an Inszenierung und Bühnentechnik die größten Anforderungen stellt. Um es gleich vorwegzunehmen, das Wagnis ist restlos geglückt, die Aufführung wurde zu einem vollen Erfolg für alle Beteiligten. Die Interpretation des Schauspiels hätte nicht wirkungsvoller sein können. Oberstpielleiter Kurt Hoffmann verstand es ausgezeichnet, die dramatischen Spannungen, die den Inhalt des Stückes ausmachen, herauszuarbeiten und zu gestalten. Heinz Hoffmann hatte die schwierige Aufgabe, dieses seltsame Halbdunkel zwischen zwei Zeitepochen, diese Atmosphäre des Grauens, die über dem Ganzen lagert, einzufangen und im Bühnenbild wirksam werden zu lassen. Er hat dabei abweichend von schematischen Lösungen neue Wege beschritten und den Erfolg ganz auf seiner Seite.

Die Darsteller gingen an ihre überaus dankbare Aufgabe mit großem Geschick heran. Gerhard Just spielte den von seiner Sendung zutiefst überzeugten Idealisten Struensee mit der ihm eigenen Sicherheit. Hervorragend besonders die Szene der Gegenüberstellung mit seinem großen Gegenspieler Graf Bernstorff (von Franz Michael Alland meisterhaft in Spiel und Maske wiedergegeben), als sich die Gegner im geistigen Mittelpunkt des Staates zur Versöhnung die Hand reichen. Otto Ofthoffs überzeugende Darstellungskunst verlieh dem vom Wahnsinn befallenen König Leben und Deutung. Lore Hansen als die mädchenhafte, vom lasterhaften Leben ihres Gatten abgestoßene Königin war geradezu rührend in ihrem verzweifelten Beginnen, ihr Glück vor verknöcherten Hoffschranzen und Aufpassern zu retten. Eine vollendete schauspielerische Leistung bot auch Eva Fiebig als kalte, herzlose Königinmutter. Das Spiel der übrigen Kräfte paßte sich würdig der Gesamtleistung an. Am Schluß wurden die Darsteller wiederholt unter lebhaftem Beifallklatschen des gut besuchten Hauses an die Rampe gerufen.

Fast dreißig Jahre sind es nun her, seit Hermann Bahrs reizendes Lustspiel

„Das Konzert“

in Breslau seine Erstaufführung erlebte, und doch hat es uns auch

heute noch trotz einiger Schwächen, trotz vieler überspitzter und darum längst überholter Theorien über die Ehe einiges zu sagen. Es ist die Welt des Salons mit seinen verführerischen Plüschmöbeln, den Nippes, Portieren, Spitzendecken und künstlichen Blumen, die sich vor dem Zuschauer aufzutun. Man ist entsetzt, was unsere Ahnen einmal geschmackvoll gefunden haben und wohl noch mehr darüber erstaunt, mit welchem Schwall von Worten, mit welcher Umständlichkeit der Luftspieldichter Dinge zur Sprache bringt, die uns heute nur ein leises Lächeln abgewinnen können. Und dennoch kündet der geistreiche Dialog des Stückes von so viel Lebensweisheit, von so viel Wissen um menschliche Schwächen und Irrungen, daß man die leichte Kost mit einigem Nachdenken und stillem Schmuzeln hinnimmt. Der Wiener Bahr, der es ausgezeichnet verstanden hat, dem jeweiligen Zeitgeschmack Rechnung zu tragen, hat manchen guten Gedanken in diesem Stück verarbeitet. Es blüht nur so vor guten Einfällen, ein ganzes Feuerwerk wichtiger Pointen wird losgelassen. Das kaum unterdrückte Lachen im Publikum bei offener Szene beweist, daß sie auch gezündet haben.

Die Darsteller boten eine treffliche Gesamtleistung.

Das Gastspiel Hermine Körners brachte dem Schauspielhaus zwei ausverkaufte Abende. Zur Aufführung gelangte Shaws bekannte Komödie

„Frau Warrens Gewerbe“.

So lieben wir Bernard Shaw: voller Geist, trefflicherem Wit und beißender Ironie, jenen Shaw, der sich noch in ständigem Kampf mit der Gesellschaftsordnung seiner Zeit befindet. Man muß es ihm lassen, er führt eine verdammt scharfe Klinge, der geistreiche Spötter. Es hagelt nur so von Seitenhieben gegen die Welt der Heuchelei, gegen die Mucker und Moralprediger. Und doch tändelt er im Grunde genommen nur mit diesen Dingen, die ernster genommen zu werden verdienen, deutet nur an, wo eine deutliche Sprache am Platze wäre. Etwas langatmig auch dieser Dialog zwischen der leichtlebigen, selbstsicheren Frau Warren und ihrer Tochter Dievie, die auf eigenen Füßen zu stehen vermag und für das zweifelhafte Gewerbe ihrer Mutter kein Verständnis aufbringt. Auch der Schluß der Komödie bleibt unbefriedigend und kommt etwas zu überraschend, um wahr zu wirken.

So muß denn die reife Kunst einer Hermine Körner und ihres Ensembles dazu herhalten, um über manche Schwächen im Aufbau der Handlung hinwegzuhelfen. Die Staatschauspielerin bot eine wirklich meisterhafte Leistung. Ihre Rolle als Kupplerin und Lebedame gab ihr alle Möglichkeiten, ihr ausgereiftes schauspielerisches Können im rechten Lichte zu zeigen. Ihr Spiel strahlte eine souveräne Sicherheit aus, die sich dem ganzen Ensemble mitteilte.

Die Männerrollen des Stückes lagen durchweg in besten Händen. Den etwas anrüchigen Ehrenmann Sir Georges Crofts spielte

Schlesische Jade
Schlesischer Nephrit
Gleitwitzer Kunstgut

Juweller
Heinr. Gumpert
Gartenstr. 65 (neben Capitol)
Ruf 395 55

Gold- und Silberwaren
Edelschmuck
aus eigener Werkstatt

Friedrich Ulmer mit feiner Einfühlung, dem künstlerisch interessierten Praed verlieh Henry Kubesam glaubhafte Züge. Besonders verdient die schauspielerische Leistung Walter Ladengasts als Frank hervorgehoben zu werden; ein richtiger frecher Laufesjunge, dem nichts auf Erden Achtung abgewinnen kann. Walter Doerry als Pastor Gardner hatte die bei Shaw wenig dankbare Aufgabe, den Vertreter von Anstand und Sitte zu verkörpern, eine Rolle, an die er mit viel Geschick heranging.

Helmuth Kollek, in dessen Händen die Regie lag, verstand es ausgezeichnet, den geistvollen, wichtigen Shaw zu vermitteln, wie er nun einmal dem Zuschauer vorschwebt. Alles in allem ein genußreicher Abend. Das Publikum kargte nicht mit dem verdienten Beifall, der wohl in erster Linie Hermine Körner für ihre glanzvolle Leistung galt.

Nach Agnes Straub und Hermine Körner hat uns nun auch Ida Wüß in einem Gastspiel mit ihrer Kunst bekannt gemacht. Wir erlebten die Künstlerin in einer ihrer Glanzrollen als Anna Petrowna in

„Frau Polenska“,

einem Lustspiel von Grete Wilhelm und Hans Wölffer.

Das war Ida Wüß, wie sie lebt und lebt, voller Saft und Temperament, mit viel Charme und bezaubernder Frechheit, wie wir sie von der flimmernden Leinwand her kennen. Verblüffend echt ihr Spiel als Mutter Polenska in ihrer kleinen Spritkneipe, irgendwo da draußen an der polnisch-russischen Grenze, wo sich die fischige gute Nacht sagen. Es weht überhaupt ein frischer Wind in diesem Lustspiel; der Ton ist mitunter recht deutlich und derb, so wie es eben die Situation erfordert. Aber gerade das verleiht ja diesem Stück so einen besonderen Reiz, wenn die Polenska in der Schnapsgeladenen Atmosphäre ihrer verräucherten Schenke die Dinge mit dem richtigen Namen nennt oder wenn sie mit dem Strauchbesen unter derben flüchtigen unliebsame Gäste aus der Kneipe hinausprügelt. Wohl gelungen auch die Szene der Auseinandersetzung mit dem Gendarmen, den sie mit einem riesigen Wortschwall und vielen Beteuerungen aus dem Hause herauskomplementiert.

Schwächer wird das Stück in den beiden letzten Akten, als die Polenska dann mit Hilfe eines plötzlich aufgetauchten und dazu noch falschen Fürsten zur Fürstin aufsteigt und die große Dame zu spielen beginnt. Köstlich nun zu sehen, wie die biedere Schankwirtin, jetzt selbstverständlich in ganz großer Aufmachung, ihre Rolle durch alle Fährnisse hindurch zu einem glücklichen Ende steuert und dabei immer wieder auf dem glatten Parkett des großen Riviera-hotels über gesellschaftliche Formen und Etikette stolpert. Das Publikum lacht natürlich aus vollem Halse und amüsiert sich unbändig über soviel Verwegenheit und Mutterwitz. Ida Wüß, die auch die Regie führte, war natürlich die Seele des Ganzen. Ihr blutvolles, lebendiges Spiel begeisterte auch die übrigen Darsteller ihres Ensembles, den trinksreudigen, trottelfaften Fürsten, der von Rudolf Essek sehr geschickt dargestellt wurde, die junge Natascha, der die begabte Inge List glaubhafte Züge verlieh, und schließlich auch die Reihe der übrigen Kräfte, aus der sich Henry Dahl als Hausknecht und Bruno Klockmann als Michalek hervorhoben.

Zum Schluß gab es viel Beifall und Blumen für die beliebte Künstlerin.

Herbert Lindner.



Oper und Konzerte in Breslau

Da die Breslauer Oper durch die Festspielwoche zum Deutschen Turn- und Sportfest nur zu einer kurzen sommerlichen Ruhepause nach der anstrengenden Arbeit kam, so war es verständlich, daß sie die neue Spielzeit Anfang September mit den gleichen Werken der Festwoche begann, „Tannhäuser“, „Freischütz“, „Jar und Zimmermann“ und Künnekes „Detter aus Dingsda“. Eine neue, allen heutigen Ansprüchen genügende großzügige Beleuchtungsanlage wurde während der Ferien in die Bühne eingebaut und gilt als bedeutende technische Dervollkommnung, die sich bewähren wird. Dadurch verzögerte sich auch der Anfang um einige Tage, so daß der eigentliche diesjährige Spielzeitbeginn keinen hervorstechenden, besonders merkwürdigen Akzent hatte. Auch die folgenden Spielplanerweiterungen beschränkten sich nur auf die Aufnahme alter bewährter Publikumszugstücke hauptsächlich veristischer Prägung, die allerdings Gelegenheit gaben, den Umfang der künstlerischen Qualitäten der neuen weiblichen Solomitglieder kennenzulernen. Vor allem die Fächer der Sopranstimmen haben eine fast völlige Revision erfahren. Auf eine Befestigung des hochdramatischen Fachs mit einer eigenen ständigen Sängerin hat man diesmal überhaupt verzichtet und wird dafür Margarete Bäumler, Leipzig, die sich schon in der vergangenen Spielzeit als Sängerin von Format Anerkennung erworben hatte, gastweise auf unserer Bühne sehen. Für das Zwischenfach ist Liselott Ammermann von der Hamburger Oper nach Breslau gekommen, eine Sängerin von stimmlichen Qualitäten und darstellerischer Begabung. Ihre Mona Lisa, die man neuinstudiert hatte, ihre Carmen zum hundertsten Geburtstag von Bizet und ihre Leonore in dem wiederaufgenommenen „Fidelio“, wie auch ihre Tannhäuser-Venus zeigten sie als eine stark dramatische Sängerin von großem Umfange der Stimme und einer sehr konzentrierten schauspielerischen Haltung. Die neue jugendlich-dramatische Sängerin Rita Weise gab als Butterfly eine sängerisch kultivierte und darstellerisch spannende Leistung, die lebhaft Anerkennung fand. Flotows „Martha“ gab unserer Koloratursängerin Elisabeth Weißbach wieder eine dankbare Aufgabe. Gastspiele von Erna Sack in dieser Rolle und von Gertrud Bäumler als Isolda waren zwischen diesen Repertoireaufführungen besondere Anziehungspunkte.

Die erste szenische und musikalische Großtat unserer Oper in dieser Spielzeit war Ende Oktober die erste Inszenierung der beiden neuen Opern von Richard Strauss „Daphne“ und „Friedenstag“ nach ihren Uraufführungen in München und Dresden. Breslau wollte damit die alte Tradition der Straußpflege fortführen und seinen Namen im Reiche erhalten. Die Bewältigung dieser beiden so völlig konträren Werke, der feinfarbigem Lyrik „Daphnes“ und des großen heldischen Pathos des „Friedenstages“ an einem Abend erfordert von allen Hauptbeteiligten eine starke Gabe der Differenzierung, der besonderen konsequenten Haltung dem jeweiligen Stimmungskomplex gegenüber. Sowohl die Spielführung durch Heinrich Köhler-Hellfried und die musikalische Leitung von Generalmusikdirektor Philipp Wüß hatten sie mit großer Sorgfalt und denkbar bester Einfühlung gestaltet, dazu kamen noch die in dem gleichen Geiste erfaßten Bühnenbilder Wildermanns. Die reale Wucht des

Flügel * Pianos

Alleinvertretung der Weltmarken: Grotian-Steinweg, Braunhweig / August Förster, Löbau

Heinrich Pischner

Breslau 2, Neudorfstraße 33, Ruf 39267

Pflegt Hausmusik!

Sie verschafft
Euch die
schönsten Stunden

J. Grospietsch

Breslau, Schweidnitzer Stadtgraben 22, Ecke Neue Taschenstraße
Fernruf 201 36 · Bequeme Teilzahlungen

Reichste Auswahl in Pianos, Flügeln Harmoniums

Für jeden
das passende Instrument

„Friedenstag“ ist unmittelbar zu gestalten und zur Wirkung zu bringen als die unzeitliche Natursymbolik von „Daphne“. Diese drängt unwillkürlich nach einer Stilisierung, die wohl auch szenisch versucht wurde, ohne indessen ganz entschieden zu wirken. Der ganze Zauber der „Daphne“ ist im wesentlichen aus der Musik heraus zu empfinden. Rita Weise sang diese keusch-herbe Mädchenvolle mit großem Einfühlungsvermögen und auch feiner, silbrig-kühler Stimme. Ihr Partner Werner Mäkel (Leukippos) und Carl Erich Ohlaw (Apollo) setzten sich voll in ihre sängerisch dankbaren Rollen ein. Charlotte Müller und Hans Kicinski waren ein würdiges Altenpaar. Voll abgerundete und hinreißend leidenschaftliche Leistungen boten im „Friedenstag“ Richard Groß und Liselott Ammermann als Kommandant und sein Weib. Die beiden Gestalten wurden aus ursprünglichen künstlerischen Impullen heraus in den Mittelpunkt des Ensembles gestellt. Die Aufführungen sind bisher die hervorragendsten Taten unserer Opernbühne und bleiben hoffentlich nicht die einzigen. Die Operettenbühne hatte keine Neuentdeckungen bisher zu verzeichnen, sondern hielt sich, wie meist, an bewährte alte Schlager. „Vetter aus Dingsda“, „Land des Lächelns“, „Der Obersteiger“ und „Gasparone“ sind der Kreis, in dem sich das Repertoire bewegt.

Die Konzertsaison eröffnete diesmal eine bedeutende auswärtige Künstlergemeinschaft, das NS-Reichsinfonie-Orchester unter Generalmusikdirektor Franz Adam. Es befand sich auf einer Konzertreise durch unseren Gau und wurde bei seinem Auftreten in Breslau von den führenden politischen und kulturellen Persönlichkeiten entsprechend empfangen und gefeiert. Musikalisch war der Abend zunächst interessant, daß sich Generalmusikdirektor Adam nicht nur als Dirigent von Qualität, sondern auch als Komponist mit der Uraufführung einer „Einleitungsmusik“ ausdrücklich zur Geltung brachte und sich dabei als meisterhafter Beherrscher polyphoner Satzkunst auswies. Beethovens „Fünfte“ und Regers „Böcklin-Suite“ zeigten die hohe Kultur und künstlerische Geschlossenheit des Orchesters. Solist war der Pianist Erich Steuer mit dem Es-dur-Konzert von Liszt.

In der Programmgestaltung der großen Philharmonischen Konzerte ist Generalmusikdirektor Philipp Wüß seiner Vorliebe treugeblieben, europäische Musik der Gegenwart dem deutschen Schaffen gegenüberzustellen. Das erste Konzert brachte eine reizvolle Suite „Antiche Danze ed Arie“ von Respighi, in der alte italienische Lautensätze in das Instrumentalgewand eines modernen großen Orchesters umgekleidet sind. Das zweite Konzert brachte ausschließlich Slawen, Mussorgskis „Bilder einer Ausstellung“ und Borodins h-moll-Sinfonie, der geniale Cellist Cassado spielte dazwischen Dvoraks Cellokonzert. Im ersten Konzert hatte wieder die herrliche Stimme von Dusolina Giannini Triumphe gefeiert. Erst das dritte Philharmoniekonzert stellte einen jungen Deutschen zur Diskussion, den jungen Leipziger Johann Nepomuk David mit seiner a-moll-Sinfonie, op. 18, die stilistisch durch die Beibehaltung und entsprechende Verarbeitung eines einzigen thematischen Grundgedankens in allen vier Sätzen eine eigenartige neue sinfonische Form anstrebt und besonders dadurch fesselte. In diesem Konzert spielte Wilhelm Kempff Schumann. In den Volks-Symphoniekonzerten von Prof. Hermann Behr kommen wieder in buntem Wechsel alle Epochen unserer reichen Musikgeschichte zur Geltung. Vor allem ist die Auf-führung von Bruckners vierter Symphonie zu nennen als ein Zeichen, wie sehr das Schaffen des großen Österreicherers immer mehr an Breitenwirkung gewinnt und unter sorgfamer musikalischer Pflege aus der Vereinzelung heraustritt. Solistisch werden

Tanzschule Frau Else Gebel

jetzt Breslau, Museumplatz 5

Anmeldung zu allen
Kursen
werktags 16–18 Uhr

Zu Weihnachten

bringen wir uns für
den gesamten Photo-
und Kino-Bedarf in
freundl. Erinnerung.
Schöne Aufnahmen
schon mit einer Kamera
von 4.- RM. an



FISCHER & COMP.

Breslau 1, Alte Taschenstraße 25

Swinn Brinforgizinen in preiswerter Geschenckpackung

Füllhalter Für jede Hand die passende Feder

Ulrich Füllhalter Papierfachgeschäft
Breslau 1, Taschenstraße 31

Privatschule für Kurz- und Maschinenschreiben

Ella Hildebrandt

Alte Taschenstraße 10/11 / Fernsprecher 213 05

Ostmark-Blusen und Kleider

Handstickerei
der NS.-Frauenschaſt
nach Künstler-Entwürfen

William Kramer

nur bei

Breslau, Schweidnitzer Str. 38 40

hier auch wieder vornehmlich einheimische Kräfte herausgestellt; so spielte der junge begabte Pianist Günther Weinert das c-moll-Konzert von Beethoven, und die Sopranistin unserer Oper, Lisa Walter, sang eine von ihrem Vater neubearbeitete Kantate von Nikolaus Bruhns. Das Schlesiſche Streichquartett eröffnete seinen Kammermusikzyklus im Schloß mit einem Brahmsabend, F-dur-Quintett, B-dur-Sextett und c-moll-Quartett. Leider ist seit dem Weggange von Prof. Dr. Dohrn hier immer noch nicht der Mangel an einem gleichwertigen Pianisten für die Kammermusik mit Klavier behoben, so daß das Quartett sich immer auf Werke für Streicher beschränken muß.

Dr. Joachim Herrmann.

FILM

Während der Bolschewismus in Mitteleuropa sich in den letzten Septembertagen, die den Sudetendeutschen die Freiheit brachten, seine entscheidende Niederlage einstecken mußte, brennt in den letzten spanischen Provinzen noch immer die Fackel des bolschewistischen Aufstiehs.

Da führt uns ein Film hin zu jenen Stätten, von denen im Juli 1936 die nationale Erhebung ausging, wir werden Zeugen des Kampfes, den ein altes stolzes Volk gegen schwerbewaffnetes Gesindel aus aller Welt führt:

„Helden in Spanien“

heißt dieser Film, der in den letzten Wochen erstmalig in Schlesien anlief, und er ist ein Dokument seltener Art. In der vordersten Vorpostenlinie, im Schützengraben, beim Sturmangriff ist dieser Film entstanden, und das ist wohl auch der Grund, weshalb die Bilder mit einer erschütternden Eindringlichkeit zu uns sprechen, die sonst nicht ihresgleichen hat.

Dieser Film beweist wieder einmal, daß auch das scheinbar nüchterne Leben um uns sich zu einem dramatischen Heldenepos ausweiten kann. Und es ist doch ein erfreuliches Zeichen, daß der Film nicht stehengeblieben ist bei Stoffen, die sich nur um Liebe oder seltene Kriminalfälle drehen, sondern daß er auch Fragen dichterisch gestaltet, die für uns heute zu Lebensfragen geworden sind. Da ist das Rohstoffproblem. Wen interessierte im Kriege die Frage des künstlichen Kautschuks oder der Spinnfasern? Heute wissen wir alle, daß wir beides brauchen, um leben zu können. Und der Film, als eines der wichtigsten Volksaufklärungsinstrumente, hat gerade hier eine bedeutungsvolle Aufgabe. Ein großer Spielfilm, der die dramatischen Kämpfe um neue Rohstoffe zeigt, erfüllt nicht nur eine größere Aufgabe als manche künstlerisch wertvolle Gesellschaftsfilme, er hat auch ein viel dankbareres Publikum. Wer von den vielen Hunderttausenden, die Woche für Woche ins Kino gehen, weiß etwas von

der atemberaubenden Geschichte des „Blutgummis“? Wer weiß etwas von den dramatischen Versuchen und menschlichen Tragödien, die mit der Erfindung der künstlichen Farbstoffe verknüpft waren? Oder des Stickstoffes aus der Luft? Der künstlichen Seide?

Die Ufa hat jetzt zwei Filme herausgebracht, die zum ersten Male im Rahmen einer spannenden Handlung sich mit diesen Problemen beschäftigen und die kürzlich in Breslau erstmalig anliefen.

„Am seidenen Faden“

führt uns hinein in die Welt des Nachkriegsdeutschlands, in dem sich deutscher Erfindergeist und Schiebertum auf Biegen oder Brechen auseinandersetzen mußten. Im Mittelpunkt des spannenden Stoffes steht die Erfindung einer verbesserten Kunstseide, und damit greift der Film von dem üblichen Hintergrund hinüber zu den Auseinandersetzungen unserer Zeit und läßt den Zuschauer den Kampf um eine neue bessere Erfindung in allen Einzelheiten miterleben.

Der Film

„Kautschuk“

läßt vor unserem Auge eine ganz andere Welt erstehen. Brasilien am Anfang dieses Jahrhunderts: In den Urwäldern wird ein Raubbau an Menschen und Bäumen betrieben. Aus den halbverhungerten Indios wird das letzte an Arbeitskraft herausgeholt, aus den Bäumen das letzte des Gummisafte. Denn Brasilien besitzt das Gummimonopol, und die ganze Welt braucht Gummi, Gummi für die ersten elektrischen Kabel, Gummi für die ersten Autoreifen. Noch ist die ganze Bedeutung des Gummis für den alltäglichen Gebrauch nicht erkannt, noch ahnt keiner die rasende Nachfrage nach dem kostbaren Rohstoff, der in wenigen Jahren einsehen wird, aber England denkt auch hier auf Jahrzehnte voraus. In einem tollkühnen Unternehmen schmuggelt der junge Engländer Wickham den Hevea-Samen aus Brasilien, bricht unter Einsatz seines Lebens ein Monopol, um England wirtschaftlich unabhängig zu machen. Mit dem geschmuggelten Samen des Gummibaumes legt er den Grundstock zu dem Plantagengummi, der kaum ein Jahrzehnt später die Vorherrschaft des Wildgummis bricht und England die führende Rolle in der Gummiwirtschaft überträgt. Menschliches Schicksal und weltpolitisches Geschehen ist in diesem Film, der mit einer Reihe erster Darsteller (Käthe Deltgen, Gustav Dießk, Herbert Hubner, Vera von Langen) besetzt ist, zu einer packenden Einheit verwoben.

H e l m u t W a g n e r.

Geschäftliches (außer Verantwortung der Schriftleitung)

Unserer heutigen Ausgabe liegt ein Prospekt der Firma K l e p p e r - S e p p bei, den wir unseren Lesern zur Beachtung empfehlen.

Desgleichen empfehlen wir den beiliegenden Prospekt der Firma L o t h a r F ü l l e b o r n s N a c h f., Breslau 1, Albrechtstraße 30, der gefälligen Beachtung.

Roßdeutscher & Reisig

Breslau 5, Tauentzienplatz 3

Silberwarenfabrik

Einzelverkauf

SCHRIFTTUM

Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereins (Sitz Hohenelbe) und Braunauer Gebirgsvereins (Sitz Braunau). Im Auftrage des Hauptauschusses herausgegeben von Dr. Karl Wilhelm Fischer und Dr. Karl Schneider. 111 Seiten. 27. Jahrgang. 1938.

Neben den Berichten der Vereinsleiter und der Ortsgruppen finden sich in diesem Jahrbuch eine Reihe wertvoller Aufsätze über die Riesengebirgstracht, die Besiedlungsgeschichte des Hohenelber Bezirks, geschichtliche Fragen Alt Braunaus, die Familiennamen von Parschnitz (1340—1933), die Geburtenbewegung im Gerichtsbezirk Rochlitz a. d. Jser usw. Aus dem bunten Bild, das sich damit über die Südseite des Riesengebirges bis über seine Vorberge hinaus ergibt, greifen wir nur folgende Feststellungen heraus: 1. Daß den Tschechen nur geringe Verdienste am Siedlungsausbau dieses Teils unserer stammsschlesischen Heimat zukommen (S. 29) und 2. daß in Parschnitz Familiennamen, welche fremdem Sprachgut entstammen, erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts erschienen, und daß „84,3 v. H. aller 1933 (hier) vorhandenen tschechischen Familien erst nach dem Umsturzjahr 1918 — von diesen wieder 68,8 v. H. allein in den letzten fünf Jahren von 1928 bis 1933 — hier angesiedelt worden sind“. (S. 55.)

Wir empfehlen Ihnen wertvolle Bücher als Weihnachtsgeschenke:

Blunck, Wolter v. Plettenberg 5,80 RM.
Filchner, Bismillah 8,00 RM.
Boris Solonewitsch, Lebendiger Staub 5,80 RM.
Hagemeyer, Europas Schicksal im Osten 4,50 RM.
Sven Hedin, Fünzig Jahre Deutschland 6,00 RM.
Kolbenheyer, Das gottgelobte Herz . . 7,50 RM.
Lulerke, Der eiserne Morgen 6,50 RM.
Geschichte Schlesiens I/II 18 RM., I/III 24,00 RM.
Wittstock, . . . abends Gäste 5,50 RM.
Zillich, Der Weizenstrauß 5,50 RM.

Jugendschriften, Bilderbücher und Kalender in großer Auswahl. Bitte besuchen Sie uns einmal.

PRIEBATSCHS BUCHHÄNDLUNG
RING 58

Ihre Bücher und Zeitschriften

liefert schnellstens auch ins Haus **Alfred Marquart**
Breslau 1, Poststraße 1, Ruf 58809 / Kataloge frei!

Neuererscheinung!

Deutsche Frau und Deutsche Not im Weltkrieg

Bearbeitet von Margareta Schickedanz

Kart. RM. 3.40, geb. RM. 4.80

Die Notzeit des Weltkrieges rief ein ganzes Heer von Frauen zur Verteidigung der Heimat. Welche Standhaftigkeit es dem Vernichtungswillen des Feindes entgegensezte, will das vorliegende Buch zeigen. Neben einer Überschau über die Leistungen bringt es erschütternde Tatsachenberichte u. Stimmungsbilder. Den namenlosen Heldinnen des Weltkrieges sei es eine stolze Erinnerung, der jetzigen Generation eine ständige Mahnung zu gleicher Opferbereitschaft.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig **B. G. Teubner** Berlin

Ostland-Verlag Buchhandlung

Tiergartenstraße 23 (Scheitniger Stern), Fernruf 46965

Leihbibliothek

Ständige Aufnahme von Neuerscheinungen
Verlangen Sie meinen Katalog!

Dem Jahrbuch ist ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis der Jahrgänge 1912 bis 1937 beigegeben — ein überaus wichtiger Nachweis für den Heimatforscher.
Ernst Birke.

Erhard Wittek: „Männer“, heroische Anekdoten aus dem Kriege.
42. Auflage. Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Zwölf Anekdoten von deutschem Heldentum und deutscher Standhaftigkeit setzen hier dem unbekanntem Soldaten des großen Krieges ein bleibendes Denkmal im Herzen ihres Volkes. In schlichten, aber vielleicht gerade darum so ergreifenden Worten wird in diesem Bändchen vom beispiellosen Opfergang deutscher Soldaten erzählt. Zwölf Beispiele nur von deutscher Mannhaftigkeit und doch so bezeichnend für den Geist der Millionenarmee der feldgrauen Kämpfer, die unbesungen und ungenannt in stiller Pflichterfüllung ihr Heldentum mit dem Tode besiegelten.

Friedrich Sailer: Brücke über das Niemandsland. Wilhelm-Goldmann-Verlag, Leipzig 1938.

Der Verfasser führt den Leser dieses Kriegseromans hinaus in die vorderste Linie des Grabenkrieges, gibt ihm unverblümt, mit großer Sachlichkeit, Einblick in die Fronten hüben und drüben. Er zeigt, daß auch auf „der anderen Seite“ Männer aufopferungsvoll und ohne Haß auf den Gegner für Volk und Heimat ihre Pflicht erfüllten. Sailer versucht auch Verständnis für die seelischen Hintergründe zu wecken, die bei allen Frontsoldaten die Achtung vor dem Gegner schufen, die Brücken schlugen von Mensch zu Mensch hinüber über das Niemandsland zu besserem Verstehen zwischen den Völkern. Gerade das macht für uns heute diesen Roman so wertvoll, da wieder Frontsoldaten als Führer ihrer Nationen für gegenseitige friedliche Verständigung zwischen den Völkern eintreten.

Herbert Lindner.

J. Max und Comp.

Inhaber: Ewald Wellmann

Breslau 5, Neue Schweidnitzer Straße 2

Buchhandlung für wissenschaftliche
und schöne Literatur

Jugendchriften · Moderne Leihbücherei

Herbert Pfitzner

Buchhandlung und Antiquariat

Breslau 1, Kupferschmiedestraße 13 (Ecke Schuhbrücke)

fernsprecher 21531

Großes Antiquariatslager

Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken

SCHLESISCHE MONATSHEFTE

MITTEILUNGSBLATT DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT, NS.-GEMEINSCHAFT „KRAFT DURCH FREUDE“

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl-Heinz Kreusel, Breslau

Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien, G. m. b. H., Breslau 5, Am Sonnenplatz · Druck: NS-Druckerei, Breslau 2, Flurstraße 4.

Klischees: Conrad Schönhals, Breslau

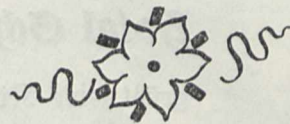
Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 1, Klosterstraße 8.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung · Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichendes Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 2,25 RM. Einzelheft 0,75 RM zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld monatlich · Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag der Monatshefte, Breslau 5, Am Sonnenplatz (Postscheckkonto Breslau 74822, Fernsprecher 52551 und 52555).

Anzeigenpreis (nur Seitenteile): 1/4 Seite 100.— RM. Preisliste 6 · D. A. III. Vierteljahr 1938: 5166.

Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.



Im Herzen des Riesengebirges liegt das schöne

Giersdorf

mit der Kolonie Bronsdorf

Seine Gesamtlänge beträgt rund 4 Kilometer. Seeshöhe 350—700 Meter.

Unser idyllisch gelegenes Giersdorf ist fast ringsherum mit Wald umgeben und verbürgt bei reiner Gebirgsluft wirklich gute Erholung.

Zahlreiche Wanderwege mit immer neuen Ausblicken zeigen dem Besucher Gebirge und Tal in seiner ganzen Schönheit.

Tagestouren lassen sich bequem nach allen Richtungen und besonders dem Kamm des Riesengebirges unternehmen. Mit dem durch den Ort fahrenden Postomnibus sind auch Ausflüge nach weiter gelegenen und beliebten Punkten im Riesen- und Jesergebirge auszuführen.

Badeanstalten befinden sich in unmittelbarer Nähe.

In zahlreichen Gaststätten und Landhäusern finden die Gäste gute und billige Unterkunftsmöglichkeiten.

Arzt und Apotheke im Ort. Die Kolonie **Bronsdorf** ist mit dem Omnibus in 10 Minuten von der Endstation der Hirschberger Talbahn — Himmelsreich — zu erreichen.



Kostenlose Auskunft erteilt gern

**Verkehrs-Verein
Giersdorf im Riesengebirge**

fernruft: Hemsdorf (Kynast) Nr. 502

Schmiedeberg im Riesengebirge

Hotel Schreiber

grüßt seine RdF.-Gäste

Schwarzes Roß

grüßt seine RdF.-Urlauber

Pension Weuffen

Markt 14

grüßt alle lieben ehemaligen Gäste und
RdF.-Kameraden

Gaststätte „Drei Kronen“

Markt 46

grüßt alle seine Gäste

Gasthof „Goldener Schlüssel“

grüßt alle seine Gäste

Telefon 80

August Bettermann

Brauerei Buschvorwerk

Fremdenheim - Auto-Garage - Herrl. Garten

Telefon

Paul Höfig

Gaststätte „Zur Hoffnung“

Inhaber C. Tannenbau

Allen lieben RdF.-Urlaubern
die herzlichsten Grüße

Gasthof „Zur Bergstadt“

Markt 10 - Inh. Frh Finger

Fremdenzimmer - Auto-Unterkunft
Gut gepflegte Speisen und Getränke

Ziehen hin in den

„Goldenen Frieden“

in Schmiedeberg i. Rsgb.

Jeder einmal ins

„Rübezahl“

Das kleine Tanzcafé in Schmiedeberg i. Rsgb.

Historisches Hotel

„Goldener Stern“

grüßt alle seine Gäste und Freunde

Bruno Lipke und Frau

„Baßbaude“

800 Meter Seehöhe — Besitzer Oswald Frieße

Beliebter Aufenthalts- und Ausflugsort für
RdF.-Urlauber - Liegewiese und Veranda

„Waldheim“ Arnsberg - Schmiedeberg

empfehlte seine gemütlichen Gasträume und
Fremdenzimmer bei guter Verpflegung

„Forstbaude“ bei Schmiedeberg

grüßt von 1000 Meter Höhe
alle seine Gäste und Freunde

Familie Groß



Hermsdorf (Kynast)

400—650 m ü. d. M.

im schlesischen Riesengebirge

beliebt und gern besucht, in **anmutiger Berglage** und von **Waldungen** umgeben, verbürgt **wirkliche Erholung** und **abwechslungsreichen Sommer- und Winteraufenthalt**.

Die **zentrale Lage**, unmittelbar vor dem Hochgebirgskamm, mit den **besten Verkehrsverbindungen**, macht den Ort zum **idealfsten Standquartier** für **Hochgebirgswanderungen**.

Die **Liebllichkeit** der den Ort umsäumenden Bergwelt, wie auch das sich über **Bad Warmbrunn** hinaus erstreckende Tal, locken zu **dankbaren Ausflügen und Spaziergängen**.

Reizvoll, völlig windgeschützt, liegt an der Ortsmitte das **Freischwimmbad**, unmittelbar daran der **Sportplatz**.

Liegewiesen am fuße des Kynast sind behagliche Plätzchen.

Wintersportfreunden bietet sich **Eisport** und für **Schneesport** aller Art **abwechslungsreiches Übungsgelände**. Markierte **Skifähre** und **Rodelbahn** nach dem Hochgebirgskamm.

Unterkünfte in reicher Auswahl und preiswert.

Burg Kynast

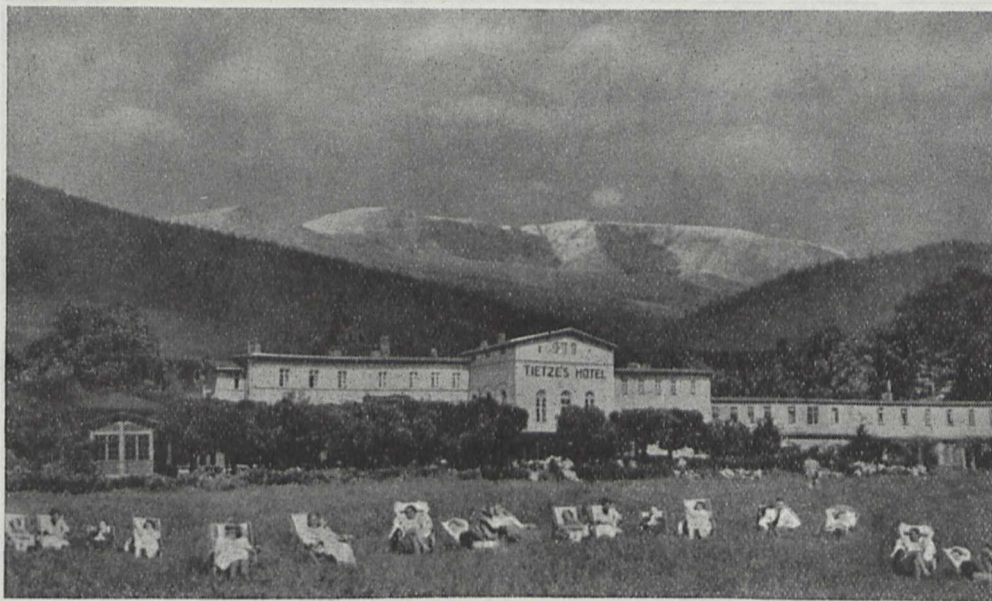
657 m

das Wahrzeichen des Ortes

(Rufn.: Klose)



Auf steilem Granitkegel, das Tal und die Vorberge beherrschend, trotz Burg Kynast den Jahrhunderten.
Das Stammshloß der Grafen Schaffgotsh, der Schauplatz der bekannten Künigundenfage.



Kernsdorf (Kynast)

Heim der
NS.-Gemeinschaft
»Kraft durch Freude«

Tietze's Hotel

Verpflegungsstation für Betriebsausflüge

Nähere Angaben im Jahresprogramm der
NS.-Gemeinschaft »Kraft durch Freude«

Ruf 315

Ruf 315

Burgrestauration auf der **Burg Kynast**

657 m ü. d. M.

Historisches Bauwerk aus dem 12. Jahrhundert

Herrliche Fernsicht auf Hochgebirgskamm und weit in die
schlesische Ebene

Ganzjährig geöffnet • Gartenterrasse auf dem alten Turnierplatz

Bequemer Aufstieg

Telefon 328

Hernsdorf (Kynast)

Bei soviel Werbung ist es schwer, das „Richtige“ für Dich zu finden!
Überall ist's schön, rings um uns her, das eine aber muß ich künden:
Hier laß Dich ruhig einmal nieder, ich weiß bestimmt, Du kommst bald wieder!
Beste Verpflegung und gute Betten ohne Zahl! Es ladet Dich ein

der Rübezahl

Hotel Auguste Viktoria

an der Endstation der Talbahn
Spezialauschank für Schultheiß und Kißling
Garten

Besitzer: Schubert

fernruF 525

Gasthof zum Kynast

100 Meter unterhalb der Endstation der Talbahn
Garten, großer Saal, passend für größere Betriebsausflüge
Garagen

Besitzer: Müller

fernruF 345

Hotel Deutsches Eck

am Adolf-Hitler-Platz
Garten, Tanzdiel — Aussicht auf das Gebirge
Zentralheizung

Besitzer: Grosser

fernruF 341

Gasthof zum Nordpol

Warmbrunner Straße 21
Großer Saal — Bundeskegelbahn

Inhaber: Dinter

fernruF 436

Gasthof zur Erholung

(Obersthenke)

am Wege nach dem Hochgebirge
Garten — Saal

Besitzer: Scholz

fernruF 468

Gasthof Schneegruben

an der Endstation der Talbahn
Spezialauschank von Münchener Hofbräu
Garten — Garagen

Besitzer: Schmiduch

fernruF 427

Gasthof Goldner Stern

in Ortsmitte, neben der evangelischen Kirche
Garten — Garagen

Besitzer: Puschmann

fernruF 413

Gasthof Weißer Löwe

am Amtsgericht
Großer Saal mit Veranda — Garagen
Private Jugendherberge

Besitzer: Baumert

fernruF 324

„Süßes Lächel“, die gute Konditorei

an der evangelischen Kirche — fernruF 327

Konditormeister Berthold

Kolonie Kynwasser am Fuße des Kynast

Hotel Rübezahl

Großer Garten, Veranda, Saal, Gondelteich, Liegewiese
Eisbahn

Inhaber: Fischer

fernruF 439

Kynmühlshänke

Alte Gaststätte, seit dem Jahre 1710
Garten — Veranda — Garagen

Inhaber: Drechsel

fernruF 479

Stonsdorf im Riesengebirge

Als der Wander- und Reiseverkehr vor Jahrzehnten noch nicht in derart großem Maße wie heute bestand, war Stonsdorf schon bekannt als das Ziel vieler Erholung suchender deutscher Menschen. Der Ruf, daß Stonsdorf ein schönes und gastliches Dorf sei, ist schon uralte. Und mit Recht. Schon das saubere Dorf bietet dem Gast einen guten Anblick und das vollends, wenn die kleinen Hausgärten im reichen Blumenschmuck stehen und der blaue Klematis im Sommer als Haus schmuck leuchtet. So liegt Stonsdorf eingebettet in die vielen Vorgebirgshügel. Die bunten Laub- und Nadelwälder, die saftig grünen Wiesen und Weiden, die gewaltigen felsblöcke geben der Umgebung Stonsdorfs das Aussehen eines großen Naturparks. Hier kann der Wanderer auf den vielen staubfreien Wald- und feldwegen wirkliche Erholung finden. Stonsdorf hat ferner den Vorteil, zentral zum Gebirge zu liegen, so daß von hier aus die verschiedensten Gebirgstouren bequem unternommen werden können. Durch den Postkraftwagenverkehr Hirschberg—Brückenberg ist Stonsdorf leicht und billig zu erreichen.

Brauerei Stonsdorf/Rsgb.

Stammhaus Echt Stonsdorfer Bitter

Inhaber Kurt Wild

Altchleifische gemütliche Gaststätte

*

Postautobus=Haltestelle • Eigener Parkplatz und Garagen • Zimmer mit fließendem Wasser • Bad
Räume für große und kleinere Gesellschaften • »Ein Haus, in dem man sich wohlfühlt«

Schöps Gasthof Stonsdorf

empfehltes Lokal

fremdenzimmer mit und ohne Pension
Großer schattiger Garten - Mäßige Preise

Gerichtskretscham Stonsdorf/Rsgb.

in herrlicher, parkartiger Vorgebirgsgegend
Gaststätte mit fleischerei • fremdenzimmer
schattiger Garten und Liegewiese • Saal für
Veranstaltungen • Gute Küche • Preiswerte
Verpflegung

empfehltes
familie Wilhelm Schmidt
Telefon Bad Warmbrunn 186



Swimmfübel

im Riesengebirge

der heilklimatische
Kurort und
Wintersportplatz
 am fuße der Schneekoppe

Eisbahn
 an der Talsperre

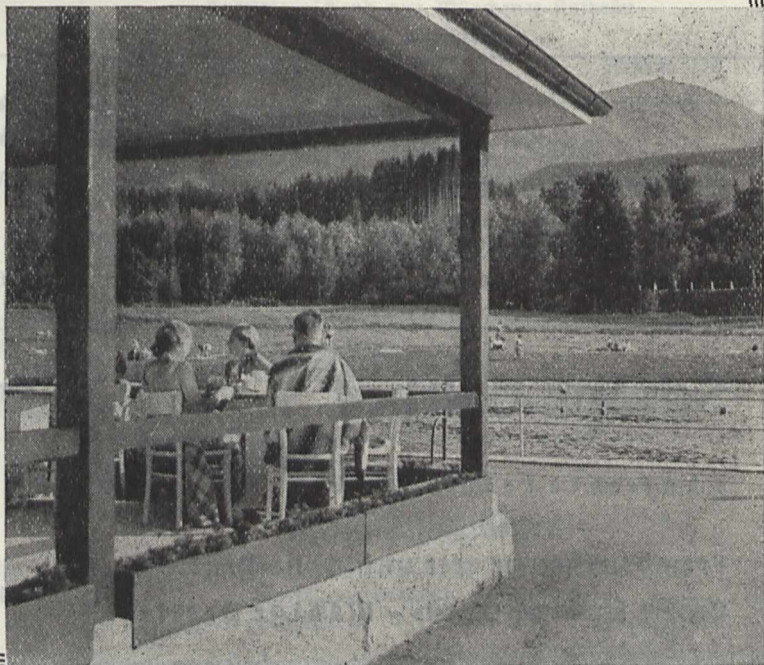
Foto Kleeberg

Strandbad Schneekoppe Foto Frankl

Die Grenze im Riesengebirge ist gefallen und so gibt es ungeahnte Möglichkeiten, das Riesengebirge kreuz und quer zu durchstreifen, sei es im Winter auf den weiten weißen Hängen und den vielen Kodelbahnen, die gleichzeitig für jeden Wanderer geeignet sind, oder sei es im Sommer auf Schusters Rappen. Und dazu als festen Ausgangspunkt

Swimmfübel

— das ehemalige Laborantendorf —
 das mit seinen Sportanlagen und
 Unterhaltungsplätzen jedem frohe Ab-
 wechslung und Erholung bietet



Krummhübel

im Riesengebirge

und seine schönen Gaststätten bieten dem Gast nach anstrengender Tageswanderung oder vielseitigem Sport angenehmen Aufenthalt und fröhliche Kurzweil, jede in ihrer Art

Bahnhofswirtschaft Krummhübel

Die Gaststätte der guten Küche. Von 6 Uhr früh für sämtlichen Verkehr geöffnet.

Bes. Rudolf Gärtner.

Gasthaus zum Hieschen

Bes. M. Schmidt

10 Minuten vom Bahnhof, Zimmer mit und ohne Pension. Zentralheizung. Gut bürgerlicher Mittagstisch.

Gasthof zum Riesengebirge

Bes. E. Helbig

5 Minuten vom Bahnhof, an der Hauptstraße. Zimmer mit und ohne Pension, Zentralheizung, Autogaragen.

Reichshof

Bes. Albert Reich

Restaurant, Café, Konditorei und Bäckerei, Fremdenzimmer.

Konditorei Café Reichig

Krummhübel

Hotel Preussischer Hof

Bes. Adolf Kloske

in der schönsten zentr. Lage. 711 m ü. d. M. Zentralheizung, Zimmer mit fließendem warmen und kaltem Wasser. Gute Verpflegung. Billige Preise. Fernsprecher Nr. 457

Gasthof Gerichtskreutzham

Bes. Friz Erner

Krummhübel Seit 1709 im Familienbesitz.

Allein-Ausschank von Echt Kulmbacher Mönchshof.

Café Klose

Ober Krummhübel

Erstes Konzert-Café am Platz

Restaurant zum Heidelberg

Inh. Friz Schulz

Landskron-Ausschank.

Gut bürgerlicher Mittag- und Abendstisch.

Kaffee-Restaurant Zalsperrenbaude

Glasveranden. Idyllisch gelegene Eisbahn.

Inh. Carl Walter

Gerichtskreutzham Querseiffen

5 Minuten vom Bahnhof. Fremdenzimmer mit und ohne Pension, gute Verpflegung.

Bes. Paul Ditsche

Kreuzschänke

Zimmer mit und ohne Pension.

Inh. Oswald Raschke

Deutsches Haus

6 Minuten vom Bahnhof, in bevorzugter ruhiger Lage. Zentralheizung, Bäder, fließ. Wasser, vorzügliche Küche, mäßige Preise.

Bes. W. Kläber

Dreghaupt's Hotel

das höchstgelegene Ober Krummhübel's Ideale Lage am Ausgangspunkt aller Sportmöglichkeiten. Jeder Komfort. Garage für 20 Autos Großer Parkplatz Fernruf 241 u. 371

Bergstübl

Inh. E. Schneider

Altdeutsche Bier- und Weinstuben

Alleinausschank Erstes Kulmbacher, Kulmbach, Spezialausschank der Brauerei zum Nußbaum, Breslau.

Freundliche Zimmer, bestgepflegte Speisen und Getränke. In schlesischem Stil gehaltene gemütliche Bauernstuben.



Besucht das schöne

700—1605 m

Brückenberg - Wang

mit Baberhäuser, Wolfshau und den Hochgebirgsbauden

Durch seine unvergleichlich schöne aussichtsreiche Lage, umrahmt von Bergwald und -wiesen, ist Brückenberg-Wang mit seinen Ortsteilen Baberhäuser und Wolfshau zu einem der bekanntesten und gern besuchten heilklimatischen Kurorte und Wintersportplätze geworden. Unmittelbar am Fuße der Schneekoppe, in dichten Fichtenwald gebettet, liegt Brückenberg mit seinem weltberühmten, aus Norwegen stammenden uralten Bergkirchlein Wang, das seinen Reiz auf jeden Besucher des Gebirges ausübt, und zu dem jedes Jahr viele Hunderte junger Brautpaare kommen, um hier ihren Ehebund einsegnen zu lassen. Weit verstreut und zum Teil abseits der Verkehrsstraßen liegen Landhäuser, Fremdenheime und Hotels, die den mannigfaltigsten Wünschen und Ansprüchen in jeder Weise gerecht werden. Herrliche Waldwege führen zu allen Punkten des Gebirges. Im Sommer ist das neue Strandbad „Rübezahl“ gern und viel besucht. Über 20 Kilometer Rodelbahnen und viele gute Skiabfahrtswege erfreuen den Wintersportler, der zwei gut gepflegte Skisprungschanzen zu sportlicher Betätigung vorfindet. Aber auch für den Nichtsportler sind Unterhaltungen und Zerstreuungen der vielseitigsten Art vorhanden; Tanz, gemeinsame Wanderungen und Ausflüge, Rodelschlittensfahrten, altschlesische Trachtenabende usw. erfreuen die Gäste immer wieder aufs neue. So ist Brückenberg zu jeder Jahreszeit ein allen Wünschen gerecht werdender Aufenthaltsort.

Auskünfte und Prospekte durch die Reisebüros und die Kurverwaltung Brückenberg-Wang, Fernruf Krummhübel 450.

Nachstehende Hochgebirgsbauden und Gaststätten sind bestens empfohlen:

Hochgebirgsbauden:

Bauden auf der Schneekoppe	1605 Meter, Bes. Heinrich Pohl
Schlesierhaus	1420 Meter, Bes. Hugo Teichmann
Prinz-Heinrich-Baude	1425 Meter, Bes. Rudolf Korfeds
Hampelbaude	1258 Meter, Bes. Otto Krauß
Kleine-Teich-Baude	1242 Meter, Bes. Fr. Marg. Roemer
Schlingelbaude	1068 Meter, Bes. Heinrich Scholz
Melzergrundbaude	1003 Meter, Bes. Theodor Haupt

Wolfshau:	Gasthaus „Goldene Aussicht“, Bes. Robert Hampel	48 Betten, Fernruf 326
	Gaststätte und Café „Emmenhof“, Bes. Fr. Martha Kiedel . . .	28 Betten, Fernruf 526
	Gasthaus „Enzianbaude“, Bes. Rudolf Anton	10 Betten, Fernruf 598

Baberhäuser:	Gasthaus „Zum Baberkretscham“, Bes. Georg Endler	22 Betten, Fernruf 483
	Lumpfabau, Bes. Albert Wulff	36 Betten, Fernruf 223

In

Brückenberg-Wang

der Schneekoppengemeinde des Riesengebirges

halten sich die nachstehend genannten Hotels empfohlen, die dem Gast das Beste an Unterkunft und Verpflegung bieten. Behagliche Gasträume, Zentralheizung und fließendes warmes und kaltes Wasser in fast allen Häusern, moderne Fremdenzimmer mit Veranden.

Die Hotels sind insbesondere für die Aufnahme von Betriebsausflügen und Gesellschaftsreisen zu empfehlen, da große Gasträume und schöne schattige Gärten, sowie die anerkannt gute Küche einen wirklich angenehmen Aufenthalt gewährleisten. Parkplätze und Garagen sind überall vorhanden.

Sie wohnen und essen gut im Hotel

Waldhaus Weimar, Ernst Müller	60 Betten	Fernruf 478
Rübezahl, L. Reuff	48 "	" 202
Schweizerhaus, Frau Lina Leiser	54 "	" 486
Bad Brückenberg, Erich Schatz	38 "	" 235
Zum weißen Röß'l, Conrad Schatz	50 "	" 264
Waldschloß, Frau Else Kastellan	80 "	" 474
Wang, Reinh. Kodeshau	42 "	" 451
Berghotel Thiele, Felix Thiele	50 "	" 268
Sansfouci, Frau Else Most	85 "	" 394
Franzenshöh', Wilhelm Böhling	50 "	" 203
St. Hubertus, Felix Zimmermann	34 "	" 485
Brottdaude, Erich Schmidt	50 "	" 218
Berghotel Teichmannbaude, Dir. W. König	110 "	" 548

Hotelprospekte und Ortsprospekt durch die Reisebüros oder direkt von den Hotels oder der Kurverwaltung Brückenberg-Wang



Heilklimatischer Kurort

Wintersportplatz

Šumava

im Rinfnoybircoy

bringt sich seinen vielen Gönnern in Erinnerung und wirbt um neue Freunde. Die Werbeschrift Winter 1938/39 beweist aufs neue, daß Schreiberhau bestrebt ist, seinen Gästen angenehme Wochen, Tage und Stunden zu bereiten. Der Schreiberhauer Winterkalender bringt für jeden Tag in bunter Abwechslung gesellschaftliche und sportliche Veranstaltungen. Durch die Eingliederung des Sudetenlandes hat sich das Schreiberhauer Skigebiet um ein Vielsaches vergrößert. Nach wie vor ist Schreiberhau das ideale Standquartier mit seinen bequemen Aufgängen zum Hochgebirge.



